

Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie  
Diplomstudiengang Psychologie

*Diplomarbeit*

# **Therapie im Kontext von Beziehungsarbeit und Lebensweltorientierung**

Eine hypothesengeleitete Gruppendiskussion zu Wirkfaktoren  
in Jugend-TWGs in Berlin

***Monika Fey***

Erstgutachterin: Prof. Dr. Silke Brigitta Gahleitner

Zweitgutachterin: Dr. Ingeborg Schürmann

vorgelegt am

18.12.2009



## **Eidesstattliche Erklärung**

Ich erkläre an Eides Statt, dass ich diese Diplomarbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Mir ist bekannt: Bei Verwendung von Inhalten aus dem Internet habe ich diese zu kennzeichnen und mit Datum sowie der Internet-Adresse (URL) ins Literaturverzeichnis aufzunehmen.

Diese Arbeit hat keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegen.

Ich bin mit der Einsichtnahme im Universitätsarchiv der FU und auszugsweiser Kopie einverstanden.

Alle übrigen Rechte behalte ich mir vor. Zitate sind nur mit vollständigen bibliographischen Angaben und dem Vermerk "unveröffentlichtes Manuskript einer Diplomarbeit" zulässig.

Berlin, den 18.12.2009

Monika Fey



## Danksagung

Mein ganz besonderes Dankeschön gilt an erster Stelle den Teilnehmenden an der ExpertInnenrunde, die viel Zeit und Mühe für die Gruppendiskussion investiert haben und ohne deren persönliches Engagement diese Diplomarbeit so nicht zu realisieren gewesen wäre.

Ich bedanke mich herzlich bei Frau Prof. Dr. Silke Gahleitner für die gelungene Zusammenarbeit und ihre zuverlässige und sehr hilfreiche Unterstützung während des gesamten Forschungsprozesses. Ebenfalls danke ich Frau Dr. Ingeborg Schürmann für ihre Anregungen und Hilfestellung beim Entstehen dieser Arbeit.

Außerdem möchte ich mich von Herzen bei meiner Familie und meinen Freunden für die Motivation, ihre emotionale Unterstützung und tatkräftige Hilfe in technischen Fragen sowie beim Gegenlesen meiner Arbeit bedanken.



## *Zusammenfassung*

In therapeutischen Jugendwohngruppen (TWGs) werden Jugendliche und junge Erwachsene mit schwerwiegenden Verhaltensauffälligkeiten und/oder komplexen psychischen Symptomatiken im Rahmen der Jugendhilfe pädagogisch-therapeutisch betreut. Bislang hat die Frage nach Wirkfaktoren und Erfolgskriterien dieser Arbeit in der empirischen Forschung erst wenig Beachtung gefunden. Die vorliegende Diplomarbeit wurde im Kontext des Forschungsprojektes *KATA-TWG* durchgeführt und beinhaltet eine explorative Annäherung an die genannte Fragestellung.

Auf der Grundlage einer Gruppendiskussion mit insgesamt neun ExpertInnen aus acht verschiedenen Berliner TWGs wird deren subjektive Einschätzung zu wirkungsvollen Bedingungen und Vorgehensweisen in der pädagogisch-therapeutischen Arbeit in den TWGs untersucht. Die Auswertung der Daten erfolgt mithilfe einer strukturierten Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. Aus den Ergebnissen geht als eine spezifische Qualität der TWGs hervor, dass auf der Grundlage von tragfähigen Beziehungen zu den pädagogischen Betreuenden ein Transfer therapeutischer Inhalte in den Alltag stattfindet und so Mentalisierungsprozesse bei den betreuten Jugendlichen speziell gefördert werden. Darüber hinaus wird ein umfangreiches Modell der komplexen Wirkbeziehungen in TWGs vorgestellt.

### Schlagwörter:

Stationäre Jugendhilfe, Therapeutische Jugendwohngruppen, Adoleszenz, interdisziplinäre Kooperation, Beziehungsarbeit, Grenzsetzung, Qualitative Inhaltsanalyse, Gruppendiskussion





## *Abstract*

Adolescents and young adults suffering from severe behavioural problems and/or complex mental disorders are cared for in therapeutic communities of the youth welfare system with an integrated educational and therapeutic approach. Research for specific factors and criteria influencing the success of this work did not attract very much attention so far. The presented diploma thesis has been implemented in the context of the research-project *KATA-TWG* and contains an explorative approach to these problems.

Based on a group discussion containing of nine experts from eight different therapeutic communities in Berlin the subjective assessment of effective conditions and methods for the educational and therapeutic work in therapeutic communities was analysed. The data interpretation resulted from a structured qualitative content analysis according to Mayring. One of the main findings was that based on a stable relationship between young clients and their carers therapeutic contents are transferred in everyday life which particularly supports and stimulates Mentalization-processes. Furthermore a comprehensive model of the complex effect-relationships in therapeutic communities is introduced.

### Keywords:

Inpatient treatment in youth welfare, therapeutic community, adolescence, interdisciplinary cooperation, therapist-client relationship, structural elements, qualitative content analysis, group discussion



# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2.1 Therapeutische Wohngruppen im Kontext der Jugendhilfe .....	5
2.1.1 Ziele und Formen stationärer Jugendhilfe .....	5
2.1.2 Konzept der therapeutischen Jugendwohngruppen .....	6
2.1.3 Stand der Forschung .....	9
2.2 Psychologische Konzepte im Kontext der TWG-Arbeit .....	17
2.2.1 Das therapeutische Milieu .....	17
2.2.2 Die Bindungstheorie .....	21
2.2.3 Der systemische Ansatz .....	25
3. Methodik .....	31
3.1 Präzisierung der Fragestellung .....	31
3.2 Wahl der Forschungsmethode .....	32
3.3 Konzeption .....	35
3.3.1 Die Datenerhebung .....	35
3.3.2 Der Interviewleitfaden .....	37
3.4 Durchführung .....	41
3.4.1 Aufzeichnung der Gruppendiskussion .....	41
3.4.2 Die Transkription .....	42
3.5 Auswertung .....	44
3.5.1 Die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring .....	44
3.5.2 Analyse der Gruppendiskussion .....	47
4. Ergebnisse.....	51
5. Diskussion .....	71
5.1 Stabilisierende Strukturen versus flexible Grenzsetzung .....	72

5.2 Transfer therapeutischer Inhalte über pädagogische Beziehungsarbeit .....	77
5.3 Wertschätzende Kooperation mit den Eltern.....	81
5.4 Professionelle und persönliche Ressourcen der Mitarbeitenden.....	85
5.5 Finanzielle Restriktionen versus Kontinuität in der Betreuung.....	91
5.6 Vernetzung der Wirkfaktoren .....	95
6. Fazit für die psychosoziale Arbeit.....	97
7. Literaturverzeichnis.....	103
8. Abbildungsverzeichnis.....	109
9. Anhang.....	111

# 1. Einleitung

Therapeutische Jugendwohngruppen (TWGs) sind ein pädagogisch-therapeutisches Angebot im Rahmen der Jugendhilfe für Jugendliche, die von seelischer Behinderung bedroht oder betroffen sind. Diese Jugendlichen sind meist lebensgeschichtlich bedingt in ihrer Entwicklung erheblich beeinträchtigt und weisen ausgeprägte Verhaltensauffälligkeiten und/oder psychiatrische Symptomaten auf, mit deren Auswirkungen die Herkunftsfamilien beziehungsweise andere betreute Wohnformen überfordert sind. Dazu gehören hauptsächlich Bindungsstörungen, Traumata, (beginnende) Persönlichkeitsstörungen, soziale Störungen, Psychosen, Depression, Selbstverletzendes Verhalten, Suizidalität, Essstörungen und Substanzmissbrauch. Im Unterschied zu regulären Jugendwohngruppen bieten TWGs eine grundsätzlich andere Betreuungsqualität, die auf einem milieutherapeutischen Ansatz basiert und insbesondere bindungstheoretische sowie systemische Perspektiven und Methoden in ihre interdisziplinäre Arbeit integriert. Das so genannte Therapeutische Milieu in den therapeutischen Wohngruppen drückt sich dabei keineswegs in einer allgegenwärtigen Therapeutisierung des Alltags aus, sondern umfasst vielmehr ein grundlegendes professionelles Verständnis der Störungsbilder und Dynamiken und eine dementsprechende Haltung und Vorgehensweise der Mitarbeitenden<sup>1</sup> im Umgang mit den betroffenen Jugendlichen.

Überlegungen und Beschreibungen zum entsprechenden Setting beruhen bislang überwiegend auf Praxiserfahrungen, denen ein empirisches Fundament noch weitgehend fehlt. Die Gründe für dieses Defizit liegen zum einen sicherlich in mangelnden Ressourcen begründet, dürften zum anderen aber auch mit methodologischen Schwierigkeiten zusammenhängen, da die entscheidenden Faktoren und Einflüsse in der komplexen Hilfekonstellation sich beispielsweise nur sehr begrenzt operationalisieren lassen. Dennoch ist es auch hinsichtlich der Qualitätsentwicklung, sowohl für die Kostenträger als auch die Einrichtungen als Leistungserbringer selbst, letztlich unverzichtbar, dass eine praxisorientierte

---

<sup>1</sup> Im Sinne des Gender Mainstreamings wird für diese Arbeit eine geschlechtersensible Schreibweise (in Form einer Kombination unterschiedlicher Strategien wie 'Sparschreibung' mit Binnen-I oder Schrägstrich, sowie Verwendung von geschlechtsneutralen Begriffen) gewählt, die Männer und Frauen gleichermaßen sichtbar macht.

Forschung die bisherige Tätigkeit der Fachkräfte im Bereich der TWGs wissenschaftlich fundiert.

Im Rahmen des Forschungsprojekts *Katamnese studie TWG (KATA-TWG)* wurden im Oktober diesen Jahres die Ergebnisse aus einer multimethodalen Studie zur Analyse von Betreuungsverlaufsprozessen aus der Sicht ehemaliger KlientInnen und deren damaligen Bezugsbetreuenden veröffentlicht (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). In Kooperation mit der *Alice-Salomon-Hochschule* Berlin haben die Berliner Jugendhilfeträger *Pestalozzi-Fröbel-Haus*, *EJF-Lazarus*, *Der Steg*, *PROWO*, *ajb*, *Psychosoziales Zentrum Wuhletal*, *Jugendwohnen im Kiez* und *NEUmland* an der Durchführung dieser Studie mitgearbeitet. Dabei wurde neben einer quantitativen Aktenanalyse von insgesamt 237 Betreuungsakten auch eine halbstrukturierte retrospektive Befragung von 20 ehemaligen Betreuten und deren damaligen Bezugsbetreuenden durchgeführt und anschließend qualitativ ausgewertet. Die vorliegende Diplomarbeit soll einen weiteren Beitrag zur Annäherung an Wirkfaktoren in der TWG-Arbeit leisten, indem neben den bereits befragten Betroffenen und Betreuenden nun auch die psychotherapeutisch Mitarbeitenden sowie die Leitungskräfte der Einrichtungen ihre Einschätzungen in einer Gruppendiskussion zusammentragen und austauschen. Auf diese Art soll der Untersuchungsgegenstand von möglichst vielen verschiedenen Seiten beleuchtet und untersucht werden, sodass ein umfassendes Bild der Arbeit in den therapeutischen Wohngruppen entsteht.

Die Darstellung beginnt mit einem einführenden Kapitel 2 zum theoretischen Hintergrund der TWG-Arbeit. Unter Abschnitt 2.1 werden zunächst therapeutische Jugendwohngruppen in den Kontext der stationäre Jugendhilfe eingeordnet und ihre Konzeption kurz vorgestellt. Es folgt ein Überblick zu aktuellem Forschungsstand im Bereich dieser Hilfen. Anschließend werden in Abschnitt 2.2 drei grundlegende psychologische Konzepte im Kontext der TWG-Arbeit erläutert: das Therapeutische Milieu, die Bindungstheorie und der systemische Ansatz.

Das Kapitel 3 befasst sich mit der Methodik der Untersuchung. Nach einer Präzisierung der Fragestellung in Abschnitt 3.1 wird in Abschnitt 3.2 die Wahl der Forschungsmethode begründet und in Abschnitt 3.3 die Konzeption der Arbeit mit

Überlegungen zur Datenerhebung und Entwicklung des Interviewleitfadens dargestellt. Die Durchführung der ExpertInnendiskussion ist Gegenstand des Abschnitts 3.4. Hier wird neben der Aufzeichnung der Gruppendiskussion auch das anschließende Transkriptionsverfahren beschrieben. Abschnitt 3.5 behandelt die Auswertung der erhobenen Daten. Nach einer Einführung zur Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring wird die systematische Analyse der Gruppendiskussion erläutert.

In Kapitel 4 werden die Analyseergebnisse aus der Expertenrunde präsentiert. Im Rahmen der Diskussion in Kapitel 5 werden diese Ergebnisse dann anhand von fünf daraus abgeleiteten Hypothesen (Abschnitte 5.1 bis 5.5) jeweils in Beziehung zu bereits vorliegenden Erkenntnissen aus Theorie und Forschung gesetzt und in das Gesamtprojekt *KATA-TWG* eingeordnet. In Abschnitt 5.6 werden schließlich die aus der Untersuchung gewonnenen Wirkfaktoren vernetzt und ein *Modell der komplexen Wirkbeziehungen in therapeutischen Jugendwohngruppen* vorgestellt.

Zum Abschluss der Arbeit wird im 6. Kapitel aus den im Rahmen der durchgeführten explorativen Untersuchung gewonnenen Erkenntnissen noch ein Fazit für die psychosoziale Arbeit gezogen und mögliche weitere Forschungsthemen von Relevanz für diesen Bereich aufgeworfen. Im Anhang finden sich zur besseren methodischen Nachvollziehbarkeit ergänzend die vollständige Transkription der Gruppendiskussion, der Kodierleitfaden für die Inhaltsanalyse, sämtliche aus dem Datenmaterial gewonnene Codes und Quotations sowie die Transkriptionsregeln, das Postskriptum und die Datenschutzvereinbarung.





## **2. Theoretischer Hintergrund**

Zur Annäherung an das Thema wird im Folgenden zunächst die Konzeption therapeutischer Wohngruppen mit ihren Arbeitsweisen und Zielen im Kontext der Jugendhilfe vorgestellt. Anschließend folgt eine überblicksartige Darstellung der für die vorliegende Arbeit relevanten psychologischen Konstrukte.

### 2.1 Therapeutische Wohngruppen im Kontext der Jugendhilfe

Unter der Bezeichnung 'Therapeutische Wohngruppe' werden verschiedenste Formen von betreutem Wohnen im psychosozialen Bereich subsumiert. Dabei reicht die Spanne von Wohnformen für Kinder und Jugendliche, über solche speziell für junge Erwachsene, bis hin zu Angeboten für Erwachsene mit unterschiedlichsten Behinderungen oder Beeinträchtigungen. Abhängig von der jeweiligen Zielgruppe bieten diese Wohngruppen teilweise eine intensive Rund-um-die-Uhr-Betreuung, andere haben beispielsweise nachts oder an Wochenenden betreuungsfreie Zeiten. Die vorliegende Untersuchung bezieht sich konkret auf TWGs im Rahmen der Jugendhilfe.

#### 2.1.1 Ziele und Formen stationärer Jugendhilfe

Auf der rechtlichen Grundlage des Sozialgesetzbuches (SGB) – Achten Buch (VIII), Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), können Erziehungsberechtigte grundsätzlich nach §27 Hilfe zur Erziehung beantragen, „wenn eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist“ (SGB VIII, 2009). Darüber hinaus haben Kinder und Jugendliche gemäß §35a selbst einen

Anspruch auf Eingliederungshilfe, wenn 1. ihre seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für ihr Lebensalter typischen Zustand abweicht, und 2. daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist oder eine solche Beeinträchtigung zu erwarten ist (SGB VII, 2009).

Nach §41 soll darüber hinaus auch jungen Volljährigen

Hilfe für die Persönlichkeitsentwicklung und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung gewährt werden, wenn und solange die Hilfe aufgrund der individuellen Situation des jungen Menschen notwendig ist. Die Hilfe wird in der Regel nur bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres gewährt; in begründeten Einzelfällen soll sie für einen begrenzten Zeitraum darüber hinaus fortgesetzt werden (SGB VIII, 2009).

Unter den Oberbegriff 'stationäre Jugendhilfe' fallen alle Erziehungshilfen außerhalb des elterlichen Haushaltes.

[Die] Hilfe zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht (Heimerziehung) oder in einer sonstigen betreuten Wohnform soll Kinder und Jugendliche durch eine Verbindung von Alltagserleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten in ihrer Entwicklung fördern. Sie soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie 1. eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen oder 2. die Erziehung in einer anderen Familie vorbereiten oder 3. eine auf längere Zeit angelegte Lebensform bieten und auf ein selbständiges Leben vorbereiten. Jugendliche sollen in Fragen der Ausbildung und Beschäftigung sowie der allgemeinen Lebensführung beraten und unterstützt werden (SGB VIII, 2009).

Diese Jugendhilfeleistungen können in (sonderpädagogischen) Pflegefamilien, Heimeinrichtungen oder Jugendwohngruppen bewilligt werden. Die Hilfeform bestimmt sich nach dem individuellen Hilfebedarf. Voraussetzung für eine stationäre Leistung ist unter anderem, dass ambulante oder teilstationäre Angebote für die adäquate Erziehung des jungen Menschen nicht mehr ausreichend sind.

### 2.1.2 Konzept der therapeutischen Jugendwohngruppen

Therapeutische Wohngruppen stehen mit ihrer Zielgruppe und Konzeption an der Schnittstelle zwischen Jugendhilfe und Psychiatrie. Das Angebot richtet sich an Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 21 Jahren und deren

Erziehungsberechtigte. Die aufgenommenen Jugendlichen zeigen in der Regel eine Eingangssymptomatik mit unterschiedlichen Verhaltensauffälligkeiten oder psychiatrischen Symptomen wie Persönlichkeitsentwicklungsstörungen, Psychosen, Depression, Angststörungen, selbstschädigendes und selbstverletzendes Verhalten, Suizidalität, Essstörungen, psychosomatische Erkrankungen, Gewalt, Aggressivität, Schulverweigerung oder Substanzmissbrauch. Häufig stehen diese Auffälligkeiten auch im Zusammenhang mit erlebten schweren Traumata. Die Problemlösungsmöglichkeiten im Elternhaus oder auch anderen, weniger intensiv betreuten Jugendhilfeangeboten reichen nicht mehr aus und in vielen Fällen wurden die Jugendlichen zuvor bereits stationär in der Jugendpsychiatrie behandelt. Die therapeutischen Wohngruppen bieten ihnen eine psychotherapeutisch geleitete, sozialpädagogische Hilfe auf der Grundlage des §27 in Verbindung mit den §§ 27 (3), 30, 34, 35, 35a und 41 KJHG (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2005).

Kernziel der Einrichtungen ist die schrittweise Heranführung an ein selbstverantwortliches Leben unter Berücksichtigung der individuellen Kompetenzen und Einschränkungen der Jugendlichen. In diesem Prozess gehören der Versuch der Klärung der familiären Beziehungen und die Auseinandersetzung mit den Perspektiven der Lebensgestaltung zu den wesentlichen Anliegen der Betreuung. Insbesondere für jüngere Jugendliche schließt dies auch die Frage einer Rückkehr in den elterlichen Haushalt als Ziel der Hilfe ein. Die Jugendlichen sollen lernen, mit ihrer speziellen Störung/Problematik zu leben, indem sie zum Beispiel in die Lage versetzt werden, sich in krisenhaften Situationen zum richtigen Zeitpunkt an den richtigen Stellen Hilfe zu holen. Dementsprechend werden die betreuten Jugendlichen in ihrem Streben nach Selbständigkeit bestärkt und unterstützt und einer Überbehütung und -versorgung entgegengewirkt. Sie sollen so in einem therapeutischen Milieu, das ein krankenhausesähnliches Setting ausdrücklich vermeidet, altersentsprechend leben und sich entfalten können (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2005; Rosemeier, 2009).

Im Unterschied zu regulären Jugendhilfeangeboten arbeiten in den TWGs PsychologInnen und PädagogInnen in interdisziplinären Teams eng zusammen. Ein systemisches Verstehen der Interaktionen in der Familie und der Verhaltens-

und Erlebensweisen der Jugendlichen, sowie das Erkennen und Stärken der vorhandenen Ressourcen wird durch regelmäßige interdisziplinäre Fachgespräche sowie verschiedene psychotherapeutische Elemente im Rahmen der Einrichtungen gewährleistet. Je nach Bedarf und jeweiliger Konzeption gehören neben Diagnostik, Prozessbegleitung, Krisenintervention und Therapieanbahnung vor allem Einzel- und Gruppenpsychotherapie sowie Familien- oder auch Paartherapie für die betreuten Jugendlichen und deren Eltern zum speziellen therapeutischen Setting (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2008).

In den einzelnen Wohnbereichen leben in der Regel sechs Jugendliche zusammen und werden dort in ihrem Alltag rund um die Uhr von pädagogischen Fachkräften begleitet. Die Teams der Betreuenden bestehen überwiegend aus ErzieherInnen, die häufig im Rahmen von Fortbildungen noch diverse einschlägige therapeutische Zusatzqualifikationen erworben haben. Je nach Indikation sind die Jugendlichengruppen ebenfalls verschiedengeschlechtlich oder gleichgeschlechtlich zusammengesetzt. Durch eine Vielfalt an Methoden und die enge Zusammenarbeit mit ambulanten und stationären jugendpsychiatrischen Angeboten werden die Arbeit mit verschiedenen Störungsbildern und ein an die individuellen Bedürfnisse des einzelnen Jugendlichen angepasstes Vorgehen ermöglicht (Rosemeier, 2009).

Neben der Arbeit mit der Gruppe ist die individuelle Bezugsbetreuung als Konzept zur Vermittlung einer stabilen Bindungserfahrung wesentlicher Bestandteil des pädagogischen Rahmens. Da die in den TWGs betreuten Jugendlichen in ihrem familiären Umfeld in der Regel wiederholt negative Beziehungserfahrungen gemacht und häufig schwere Bindungsstörungen entwickelt haben, soll ihnen im therapeutischen Milieu der TWGs ein geschütztes Umfeld mit vielfältigen Möglichkeiten für Alternativerfahrungen in allen relevanten Bereichen angeboten werden. Darüber hinaus gehören auch eine verbindliche Tages- und Wochenstruktur, pädagogische Einzel- und Gruppengespräche mit den Jugendlichen, regelmäßige Freizeitaktivitäten und Gruppenreisen zum Betreuungsalltag. Die Tagesstruktur in der Wohngruppe soll den Jugendlichen Orientierung und Halt geben und wird ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechend innerhalb eines festen Rahmens individuell angepasst und

beinhaltet beispielsweise den regelmäßigen Besuch einer Schule, Ausbildung, Tagesklinik oder eines Praktikums (Rosemeier, 2009).

### 2.1.3 Stand der Forschung

Therapeutische Jugendwohngemeinschaften sind seit Jahren fester Bestandteil der Jugendhilfelandchaft nicht nur in Berlin. Dennoch liegen bislang keine umfassenderen Untersuchungen zu diesem spezifischen Bereich der Jugendhilfe und der Frage, was derartige Einrichtungen im Einzelnen leisten, vor. Gleichzeitig existiert inzwischen eine Vielzahl an Praxiserfahrungen auch in der Literatur (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2005).

Die bisherigen Forschungsergebnisse resultieren hauptsächlich aus allgemeinen Studien der Jugendhilfe sowie zur gesundheitlichen und sozialen Situation von Jugendlichen. Größere Bekanntheit haben beispielsweise die Untersuchungen des Instituts für Kinder- und Jugendhilfe erreicht, die unter anderem im Auftrag des und unterstützt vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) realisiert wurden.

So wurden beziehungsweise werden seit Anfang der 90er Jahre drei große Untersuchungen durchgeführt, die für die vorliegende Thematik von Relevanz sind:

- 1993-1997 Leistungen und Grenzen von Heimerziehung (JULE)
- 1995-2000 Jugendhilfe-Effekte-Studie (JES)
- seit 1999 Evaluation erzieherischer Hilfen (EVAS)

Als gemeinsame Ziele dieser Studien werden von den Forschenden neben einer Optimierung der Hilfeprozesse bei Ressourcen schonendem Mitteleinsatz eine kritische Reflexion von Stärken und Schwächen genannt. Des weiteren sollen neue Erkenntnisse bezüglich der Wirkungsweisen spezifischer Interventionen gewonnen werden und eine sachgerechte Einschätzung der aufzuwendenden Kosten, Transparenz der Hilfeverfahren und Einsparungspotentiale zur Erzielung von Wirksamkeitssteigerung und damit letztlich die Steigerung der Effizienz von Hilfeleistungen erreicht werden.

Die Jugendhilfe-Effekte-Studie kam beispielsweise zu dem Ergebnis, dass in der BRD im Jahr 2002 insgesamt rund 77.000 Jugendliche und Junge Erwachsene erzieherische Hilfen gemäß §34 SGB VIII in Form von Heimerziehung oder sonstigen betreuten Wohnformen in Anspruch genommen haben. Pro Fall beliefen sich die jährlichen Kosten in der Heimerziehung auf durchschnittlich 36.704 Euro. Die Zahl der Hilfebedürftigen in diesem Bereich stieg von 2001 bis 2002 um etwa 4,6 Prozent an und nimmt tendenziell weiter zu (Schmidt et. al., 2002).

In der Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen wurde unter anderem festgestellt, dass abgeschlossene Hilfen eine höhere Erfolgsquote aufweisen als abgebrochene und sich die zeitliche Dauer der Hilfeleistung nachweislich positiv auf deren Effekte auswirkt. Dabei korrelierte insbesondere eine Dauer von deutlich mehr als einem Jahr mit den positiven Effekten in den entsprechenden Hilfeformen (Macsenaeere & Herrmann, 2004).

Gemäß der Studie zu Leistungen und Grenzen von Heimerziehung erwiesen sich mehr als 70 Prozent der Hilfen als erfolgreich und zeigten positive Auswirkungen auf Verhaltensauffälligkeiten, Kompetenzen und das soziale Umfeld der Jugendlichen. Als besonders erfolgreich wurde hier die stationäre Betreuung beurteilt, wobei jedoch die jeweiligen Angebote im Einzelnen nicht weiter differenziert werden konnten (Baur, Finkel, Hamberger, & Kühn, 1998).

Eine weitere Untersuchung zur Effizienz der Jugendhilfe aus den Jahren 1999 bis 2001 entwickelt eine Kosten-Nutzen-Analyse von Jugendhilfemaßnahmen und begründet ebenfalls deren Sinnhaftigkeit. Nach den Ergebnissen dieser Studie erweist sich die stationäre Jugendhilfe auch aus volkswirtschaftlicher Sicht als rentabel, da im weiteren Lebensverlauf der Hilfeempfänger die gesellschaftlichen Nutzengewinne die vorherigen Aufwendungen im Bereich der Heimerziehung deutlich übersteigen. Als Folge der Hilfen wird eine zusätzliche Produktivität und Erwerbstätigkeit erreicht und die Ausgaben in Bereichen wie Arbeitslosigkeit, Delinquenz und Gesundheit sinken (Roos, 2002).

Neue oder zumindest erweiterte Erkenntnisse zu den Wirkungsweisen oder konkreten Wirkfaktoren der verfügbaren Hilfen zu erlangen gehört zwar zu den

erklärten Zielen aller bisher genannten Studien, jedoch scheint diese Fragestellung weit schwieriger zu beantworten als Fragen nach der Anzahl von Hilfeempfangenden, der Helfedauer oder der Höhe von Kostenaufwendungen im Bereich der Jugendhilfe. Die oben angeführten Studien bieten nur unzureichende Informationen und Ansätze zu Fragen nach konkreten Handlungen und Maßnahmen, die die nachgewiesenen positiven Auswirkungen hervorrufen und somit die Wirkung der Hilfen erklären könnten.

### **Die Katamnesestudie-TWG**

Die im Oktober 2009 vorgestellte *Katamnesestudie therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (KATA-TWG) hat die Annäherung und Klärung genau jener Fragestellungen, die in bisherigen Studien weitgehend unbeantwortet bleiben, zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, und liefert damit erste Ergebnisse im Hinblick auf Einflussfaktoren für eine nachhaltig wirksame Betreuung und Therapie in TWGs. Es handelt sich hierbei um eine Mixed-Method-Studie, durchgeführt vom Arbeitskreis Therapeutischer Jugendwohngruppen in Kooperation mit der Alice-Salomon-Hochschule Berlin, die sowohl quantitative als auch qualitative Methoden der Datenerhebung und Auswertung beinhaltet.

Die Datenerhebung erfolgte durch Dokumentenanalyse von Betreuungsakten der kooperierenden Jugendhilfe-Träger sowie Aktenanalyse von insgesamt 225 Akten. Anschließend wurde eine explorative Interviewstudie im Umfang von 20 problemzentrierten retrospektiven Interviews mit ehemaligen Hilfeempfangenden und deren damaligen Bezugsbetreuenden nach dem Ende der Hilfe durchgeführt.

Wie aus Abbildung 1 zu ersehen zeigte sich in der Aktenanalyse eine deutliche Abhängigkeit des Erfolges der Betreuungsarbeit in den TWGs von der individuellen Interventionsdauer sowie der planmäßigen Durchführung bis zum planmäßigen Ende der Maßnahme (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Aus der Gruppe der Jugendlichen, die die Maßnahme wie geplant durchführten, konnten 83% mindestens die Hälfte der zuvor diagnostizierten Probleme erfolgreich im Verlauf der Betreuung bearbeiten und 52% wiesen mittlere

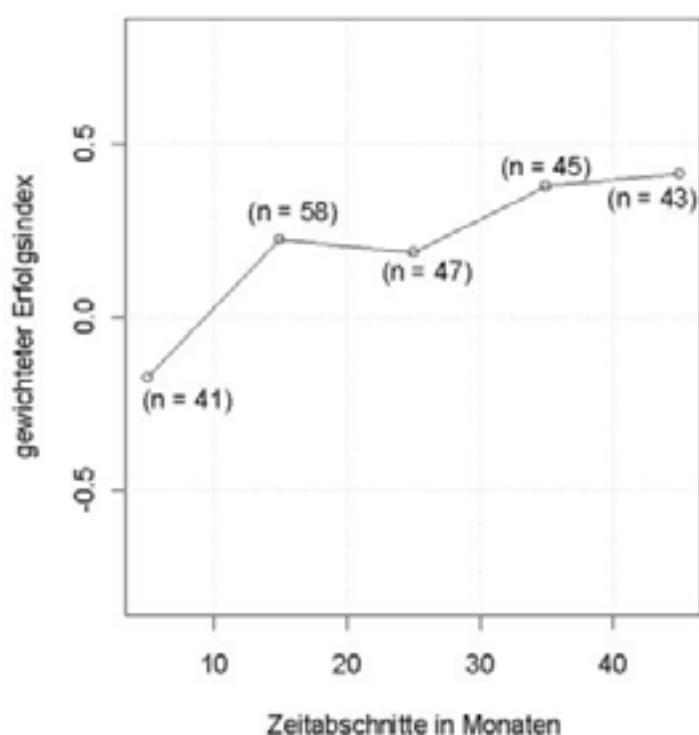
## 2. Theoretischer Hintergrund

---

Erfolgswerte auf. Nur für circa 13% konnten bei einem planmäßigen Abschluss der Betreuung keine positiven Veränderungen der bestehenden Symptome verzeichnet werden. Dies könnte jedoch auch im Zusammenhang damit stehen, dass häufig erst im Betreuungsverlauf eine genauere Diagnostik erfolgen kann, die dementsprechend zusätzliche Probleme aufdeckt, die zuvor nicht erfasst worden sind (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Abbildung 1

*Korrelation zwischen Betreuungsdauer und Erfolg der Maßnahme*



*Anmerkungen.* n= Anzahl der Teilgruppen. N=234 gültige Angaben.

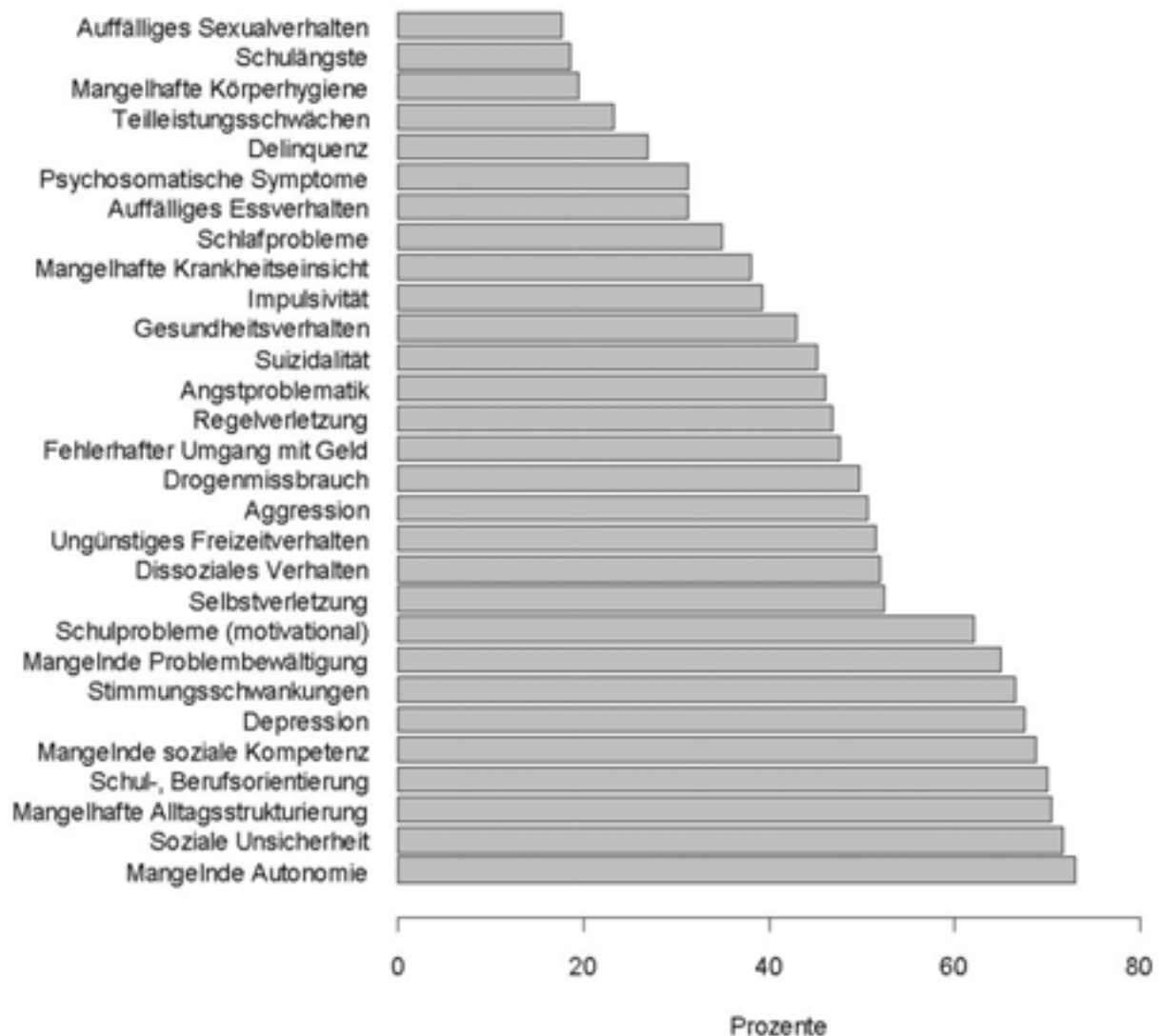
Aus *Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin* (S. 21) von AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009, Berlin:Verlag ajb.

Insgesamt wurde bei den in den TWGs betreuten Jugendlichen eine große Bandbreite von erheblichen, interventionsbedürftigen Problemen festgestellt. Zu den häufigsten Schwierigkeiten gehörten dabei familiäre Konflikte sowie mangelnde Selbst- und Fremdwahrnehmung bei nahezu allen befragten Jugendlichen. Die in der folgenden Abbildung 2 dargestellten Problematiken sind demnach stark mit familiären Konflikten und einem Mangel an Selbst- und Fremdwahrnehmung verbunden (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).



Abbildung 2

Verteilung der interventionsbedürftigen Probleme

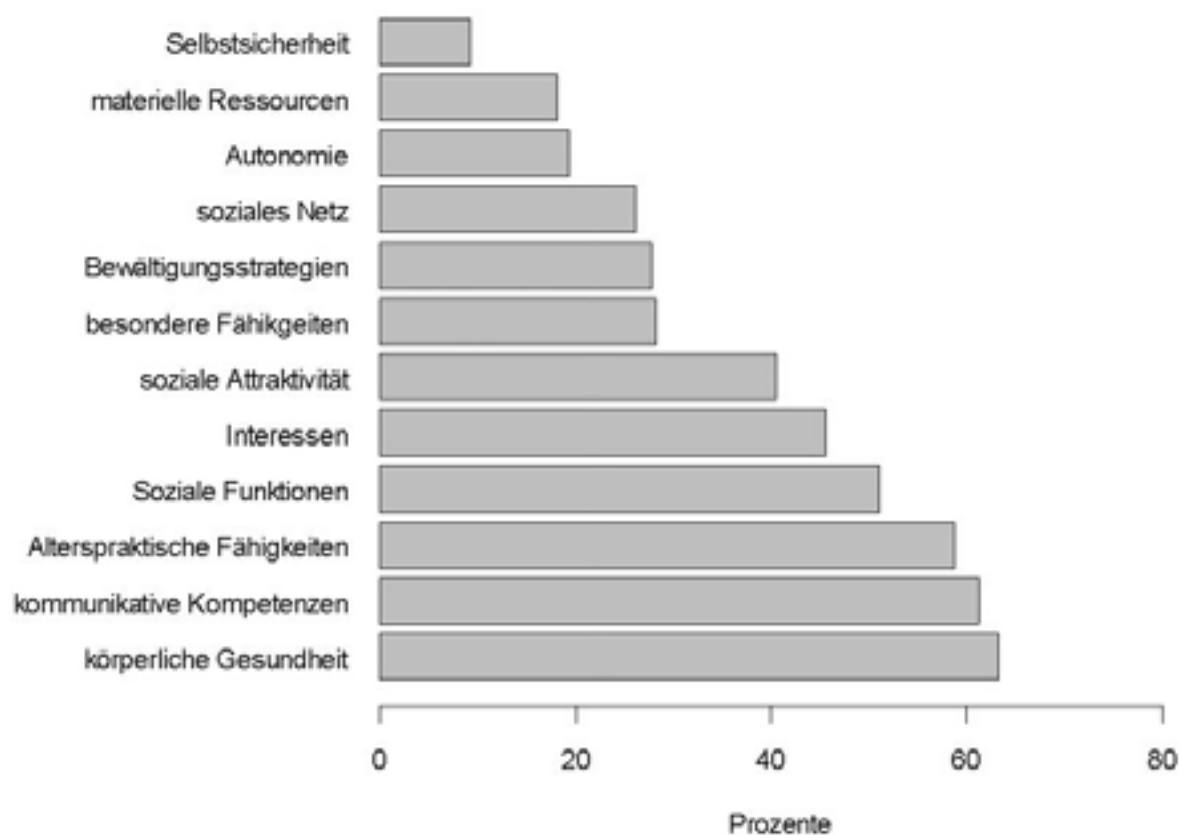


Aus Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin (S. 17) von AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009, Berlin:Verlag ajb.

Den genannten Defiziten gegenüber stehen jedoch wiederum die individuellen Ressourcen der einzelnen Jugendlichen (siehe Abbildung 3). Neben körperlicher Gesundheit bei 63,8% der Befragten, besitzen 61,7% der Jugendlichen gut ausgeprägte kommunikative und 59,4% eher alltagspraktische Fertigkeiten, die ihnen bei der Bewältigung ihres Lebensalltages mit all seinen Herausforderungen und Belastungen hilfreich zur Verfügung stehen. Nur in wenigen Ausnahmefällen zeigten sich Selbstsicherheit oder Autonomie als verfügbare Ressourcen der Betreuten (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Abbildung 3

### Ressourcen der Jugendlichen



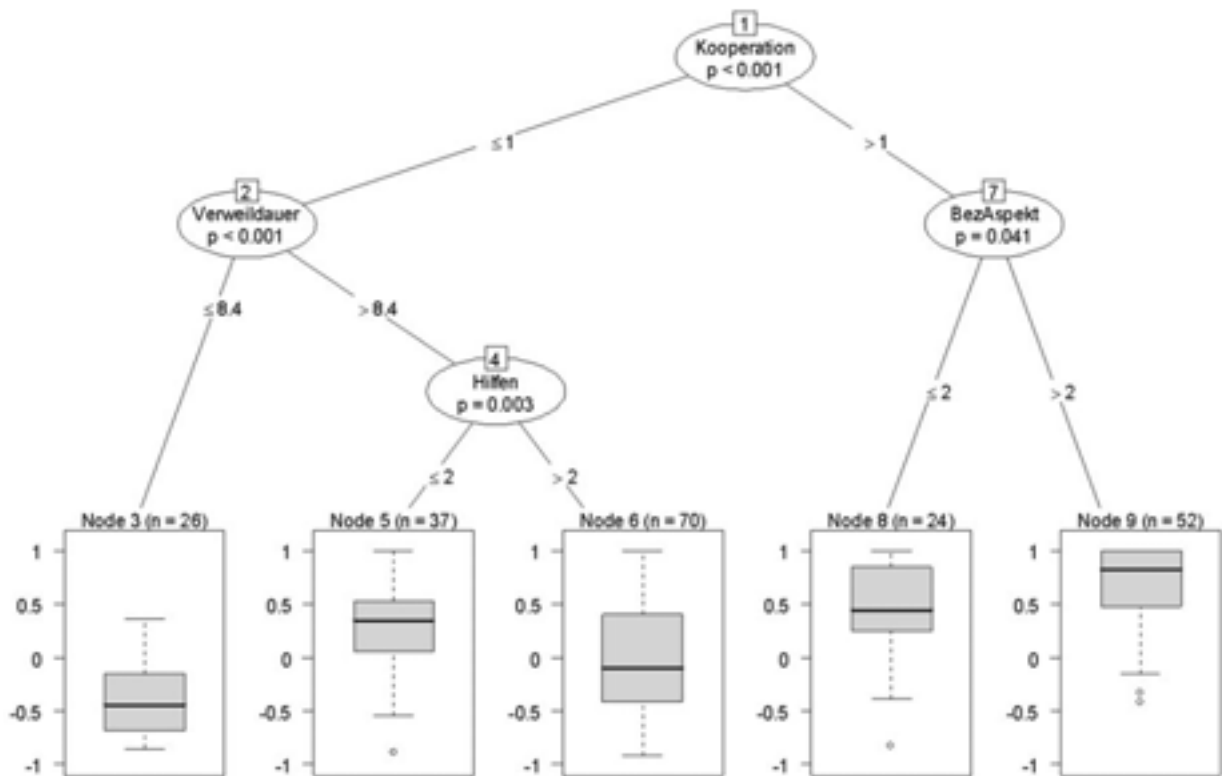
Aus Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin (S. 18) von AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009, Berlin:Verlag ajb.

Die Kooperation der Jugendlichen, die Beziehung zwischen den Jugendlichen und dem pädagogisch-therapeutischen Team sowie eventuell im Vorfeld erfolgte, weitere Hilfemaßnahmen erwiesen sich ebenfalls als maßgebliche Faktoren, die den Erfolg beziehungsweise Misserfolg der Betreuung sowie auch die Problembewältigung der Jugendlichen beeinflussen (siehe Abbildung 4). So profitieren insgesamt 75% aller betreuten Jugendlichen in dieser Untersuchung gut von der Betreuung in den TWGs, wobei diejenigen von ihnen mit einer hohen Kooperationsfähigkeit und sehr guten Beziehung zu den Betreuenden und Therapierenden eine durchschnittliche Problemreduktion von 80% erreichten, während diejenigen mit einem niedrigeren Wert auf der Beziehungsskala (BezAspekt) bei ebenfalls guter Kooperationsfähigkeit im Vergleich dazu im Mittel nur noch etwa die Hälfte ihrer Probleme erfolgreich bearbeiten konnten. Je mehr

Jugendhilfemaßnahmen bereits durchlaufen wurden, desto geringer wurde der Erfolgswert. Den geringsten Erfolg erreichten Jugendliche, die maximal 8,4 Monate in den Einrichtungen betreut wurden (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Abbildung 4

Exploration der Daten zum Erfolg der Maßnahmen



*Anmerkungen.* Verweildauer in Monaten, Hilfen (= Anzahl bisheriger Maßnahmen), Kooperation (= Termineinhaltung, Regeleinhaltung, kooperatives Verhalten) und der Beziehungsaspekt (= gute Beziehung zum Personal sowie Offenheit und Interesse an Maßnahmen). Positive Werte beinhalten eine Abnahme, negative Werte eine Zunahme an Problemen. Der Betrag von 0,5 entspricht 50% der diagnostizierten Probleme.  $p = \text{Alpha-Fehler}$ .

Aus *Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin* (S. 22) von AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009, Berlin:Verlag ajb.

Im Rahmen einer fallorientierten Inhaltsanalyse nach Mayring wurden darüber hinaus aus den 20 insgesamt durchgeführten Interviews „entlang der zentralen Forschungsfrage: Wie also kann jungen Menschen, Mädchen wie Jungen, durch Jugendhilfemaßnahmen in Therapeutischen Wohngemeinschaften wirksam ge-

holfen werden?“ (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009, S. 24) die folgenden sechs Hypothesen gebildet:

- I. TWGs behandeln Jugendliche mit komplexen psychiatrischen Diagnosen aus Multiproblemfamilien
- II. Basisbestandteil des ‚Therapeutischen Milieus‘: Betreuung, Gruppenerleben und Begleitung im Alltag
- III. Bindungs- und Beziehungsarbeit als Kernkompetenz zur Gestaltung des ‚Therapeutischen Milieus‘
- IV. Rahmen- und Strukturgebung im Zusammenspiel mit dem Bindungs- und Beziehungsnetzwerk
- V. Therapie im Kontext als Chance und Brücke ins reale Leben
- VI. Risiken und Nebenwirkungen: nicht zu verhindern, aber mitzudenken

Die Beurteilungen der Hilfeprozesse in den Interviews stimmten unabhängig davon, ob sie aus Sicht der Hilfeempfangenden oder der Betreuenden geschildert wurden und auch davon, ob die Hilfe im jeweiligen Fall als hilfreich und bedeutsam oder eher kritisch und wenig hilfreich erlebt wurde, inhaltlich in hohem Maße überein (AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Trotz konzeptueller Unterschiede der beteiligten Einrichtungen zeigte die Studie als gemeinsame Basis ein TWG-spezifisches, therapeutisches Milieu, in dem „sozialarbeiterische Unterstützung, sozialpädagogisches Handeln und therapeutisches Verstehen im Lebensalltag miteinander in Einklang gebracht werden“ (Gahleitner, Krause & Rosemeier, 2009, S. 7). Die Beziehungsarbeit in den TWGs erfolgt dabei einerseits auf der Alltagsebene im Rahmen einer Bezugsbetreuung und andererseits auf einer tragfähigen therapeutischen Ebene, die frei von den Belastungen des Alltags bleibt. Aus Sicht der Betroffenen liegt der Schwerpunkt zwar eindeutig auf dem Alltags- und Betreuungsgeschehen, jedoch kann die erforderliche Betreuungsdichte und -qualität im Unterschied zum Hilfsangebot in Regelgruppen nur aufgrund der beschriebenen engen Vernetzung von therapeutischen und pädagogischen Bereichen gewährleistet werden (Gahleitner, Krause & Rosemeier, 2009).

## 2.2 Psychologische Konzepte im Kontext der TWG-Arbeit

Je nach individueller Konzeption und Abstimmung auf die jeweilige Zielgruppe kommen in therapeutischen Jugendwohngruppen unterschiedliche pädagogische und therapeutische Ansätze zur Anwendung. Im Folgenden werden drei psychologische Konzepte vorgestellt, die allen an der vorliegenden Untersuchung beteiligten TWGs als gemeinsame theoretische Grundlage ihrer Arbeit dienen.

### 2.2.1 Das therapeutische Milieu

Das therapeutische Milieu sollte so angelegt sein, daß es nichts dem Zufall überläßt; es sollte durch sorgfältige Planung und Forschung eine gesunde Integration der Persönlichkeit bewirken, die auf einer dauerhaften Lösung der Konflikte oder der Beseitigung der Ursachen beruht, welche die Störung ursprünglich hervorgebracht hatten (Bettelheim, 1990, S. 240).

Der österreichische Pädagoge und Psychoanalytiker Fritz Redl (1902 – 1988) verbindet in seiner Arbeit psychoanalytische Erkenntnisse mit pädagogischen Erfahrungen zu einer Art psychotherapeutischen Erziehung. Seine Ansätze kann er 1946 zunächst im Erziehungsheim *Pioneer House* im Elendsviertel von Detroit realisieren, das aus finanziellen Gründen trotz erfolgreicher Arbeit nach zwei Jahren geschlossen wird. In Bethesda bei Washington gründet Redl 1953 im Auftrag des National Institute For Mental Health eine kinderpsychiatrische Station, wo er seine Konzepte des *therapeutischen Milieus*, des *Life Space Interviews* sowie der *gruppenpsychologischen Ansteckung* weiter ausarbeitet. Ausgehend von den Ansätzen der Ich-Psychologie nach Anna Freud postuliert er bei verhaltensauffälligen und psychisch beeinträchtigten Kindern erhebliche Störungen der Ich-Funktionen, die im herkömmlichen Setting einer ambulanten oder stationären Psychotherapie nicht ausreichend behandelbar sind. Das von Redl erstellte Konzept des therapeutischen Milieus basiert auf der Erkenntnis, dass alle Faktoren in der Lebensumwelt des Kindes auch (therapeutische) Auswirkungen haben. Unter Berücksichtigung dieses Umstands ergibt sich eine Therapiewirkung die nicht alleine auf die kurze Dauer von Einzel- oder Gruppentherapiesitzungen begrenzt bleibt, sondern stattdessen quasi rund um die

Uhr anhält. Somit wird das eigentliche therapeutische Geschehen in den natürlichen Lebensalltag des Kindes zurückgeführt.

Die im Folgenden dargestellten Merkmale für ein therapeutisches Milieu sollen sicherstellen, dass durch das bewusste Verhalten der Betreuenden und Therapierenden jede Interaktion therapeutisch sowie auch auf den Alltag bezogen begründbar ist. Dabei betont Redl ausdrücklich, dass die von ihm entwickelte Gruppentherapie im Erziehungsheim keineswegs als Ersatz für die individuelle Therapie zu verstehen ist, sondern vielmehr als eine Art Vorstufe in bestimmten Fällen, denen die klassischen Methoden der Therapie nicht gerecht werden (Redl, 1971).

Redl (1971) beschreibt zunächst sieben Kriterien zur begrifflichen Abgrenzung des Ausdrucks *therapeutisch* im vorliegenden Kontext:

1. **Don't put poison in their soup:** zu verstehen als Forderung, schädliche Einflüsse zu eliminieren; auch wenn die Vermeidung von Traumatisierungen nicht hinreichend sein kann so ist sie doch wesentliche Eigenschaft
2. **You still have to feed them:** bezieht sich auf die Forderung nach Erfüllung der Grundbedürfnisse, wobei Form und Inhalt gleichermaßen sorgfältig beachtet werden müssen
3. **Developmental-phase appropriateness and cultural-background awareness:** betrifft den Stil der Erwachsenen-Kind-Beziehungen; die Entwicklungsphase und soziokultureller Hintergrund des jeweiligen Betreuten sind dabei angemessen zu berücksichtigen
4. **Clinically Elastic:** meint die Flexibilität, das Milieu an die permanenten Veränderungen und therapeutischen Erfordernisse im Betreuungsalltag anzupassen bei gleichzeitiger Stabilität der Grundstruktur
5. **Encompassing fringe-area treatment goals:** bezieht sich auf die Einbeziehung sekundärer Behandlungsziele (auch) durch andere Mitarbeitende als die TherapeutInnen; fordert einen ganzheitlicher Zugang zum Kind und nicht nur die Behandlung eines Hauptproblems
6. **The milieu and I:** zu verstehen als Bestandteile des Milieus, die als eigenständige Kräfte oder mindestens gleichberechtigte PartnerInnen im therap-

eutischen Gesamtkonzept eine spezifische therapeutische Aufgabe erfüllen können

7. **Re-education for life:** bezieht sich auf eine Vorbereitung auf das selbstständige Leben und die Forderung danach, sich selbst als Unterstützung überflüssig zu machen

Darüber hinaus fasst Redl (1971) weitere zwölf Faktoren zusammen, die im therapeutischen Milieu von positiver wie negativer Bedeutung sind:

1. **Die soziale Struktur** sollte sich an familiären Strukturen orientieren und einen vertrauensvollen Umgang der Kinder mit den Erwachsenen in einer Rolle ähnlich den Eltern oder älteren Geschwister ermöglichen. Für die Heranwachsenden muss die Rollenverteilung unter den Erwachsenen transparent und nachvollziehbar sein. Auch die Kommunikationsstruktur und eventuelle inoffizielle Rangordnungen der Einrichtung müssen reflektiert und offen gelegt werden.
2. **Das Wertesystem** schließt neben ausdrücklich formulierten Werten auch implizite Werthaltungen mit ein, die sich nonverbal vermitteln können. Eine Übereinstimmung zwischen verbalen und nonverbalen Überzeugungen ist notwendig, um glaubwürdig zu sein.
3. **Gewohnheiten, Rituale und Verhaltensregeln** sind von großer Bedeutung für das Funktionieren der Gruppe. Redl kann jedoch hierzu keine „beweiskräftigen Aussagen über die Relevanz bestimmter Praktiken liefern“ (Redl, 1971, S. 88).
4. **Auswirkungen des Gruppenprozesses** beinhalten verschiedene gruppen-psychologische Entwicklungen oder Rollenzuweisungen und sollten als 'reale Kräfte' denen die Kinder ausgesetzt sind identifiziert und reflektiert werden.
5. **Die »anderen« Mitglieder der Gruppe** mit ihren individuellen Besonderheiten müssen genauso zu jedem einzelnen Bewohnenden passen wie umgekehrt. Die Mitarbeitenden der Einrichtung sollten dafür Sorge tragen, dass die Betreuten mit ihren jeweiligen Persönlichkeitsmerkmalen und Charakterzügen sich nicht nachteilig gegenseitig verstärken und diese gegebenenfalls trennen.

6. **Einstellungen und Gefühle des Personals – nicht immer unbedingt 'Übertragung'** – sind gelebter Ausdruck der Haltung und prägen die Beziehung zwischen Mitarbeitenden und Betreuten.
7. **Das Verhalten »der anderen«** bezieht sich einerseits auf die Mitbewohnenden und gleichzeitig auch auf die Mitarbeitenden. Das konkrete Verhalten der Fachkräfte gegenüber den Kindern sollte bereits bei der Personalauswahl sorgfältig geprüft werden.
8. **Struktur und konstituierende Elemente einer Tätigkeit** nehmen Einfluss auf die Wirkung der Behandlung. Die Auswahl und Planung aller Tätigkeiten, wie Spiele, Ausflüge, Besuche, interne und externe Gruppenaktivitäten oder ähnliches, muss sorgfältig und der Situation entsprechend erfolgen.
9. **Raum, Zeit, Ausrüstung und andere »Requisiten«** spielen bei der Planung und Ausführung von Aktivitäten im Rahmen der therapeutischen Arbeit ebenfalls eine wichtige Rolle und es sollte immer geprüft werden, inwiefern die Gegebenheiten geeignet sind, um die gesetzten Ziele zu erreichen.
10. **Das Eindringen von einem »Stückchen Außenwelt«** kann nicht verhindert oder aber absichtlich herbeigeführt werden. Damit verbundene Einflüsse sollten in der Behandlung als wichtiger Lebensbestandteil der Betreuten aufmerksam betrachtet und einbezogen werden.
11. **Das System der »Schiedsrichterdienste und Verkehrsregelung zwischen Kind und Umgebung«** erfüllt wichtige Funktionen von Erklärung und Vermittlung. Dabei leisten die Erwachsenen Soforthilfe, in dem sie dem Kind beispielsweise Trost spenden, mit ihm gemeinsam eine alternative Interpretation des Erlebten entwickeln oder die Kontakte innerhalb der Peer-Group unterstützen.
12. **Therapeutische Elastizität** soll gewährleisten, dass das Milieu je nach den sich verändernden Bedürfnissen der Heranwachsenden in den verschiedenen Phasen des Betreuungsprozesses entsprechende Änderungen zulässt. Dazu gehören Ausnahmen und ein größerer individueller Spielraum genauso wie eine vorübergehende Einengung des/der Einzelnen.



### 2.2.2 Die Bindungstheorie

Die Bindungstheorie geht zurück auf den britischen Psychiater und Psychoanalytiker John Bowlby (1907 – 1990) und beschäftigt sich mit Risikofaktoren in der kindlichen Entwicklung einerseits, sowie Schutzfaktoren auf der anderen Seite. Bowlby bezeichnet Bindung als „das besondere Band, das Kinder zu besonderen Erwachsenen entwickeln“ (Grossmann & Grossmann, 2003, S. 7).

Das Bindungssystem zwischen Mutter und Kind beschreibt er als genetisch verankerte und notwendige Funktion, die das Überleben des Neugeborenen sichern soll. Durch die individuellen Erfahrungen des Säuglings in der Interaktion mit seiner Mutter (als in der Regel erste und bedeutendste Bindungspartnerin des Neugeborenen) bilden sich beim Kind innere Arbeitsmodelle des Verhaltens und der zugehörigen Affekte. Es lernt, wie die Mutter auf die Äußerung seiner Bedürfnisse reagiert und eignet sich nach und nach entsprechende Verhaltensmuster an. Dabei ist das Kind durchaus in der Lage, für diverse Bezugspersonen in seinem Umfeld individuell jeweils unterschiedliche Arbeitsmodelle zu entwickeln. Darüber hinaus bildet es je nach Verfügbarkeit der jeweiligen Bezugsperson eine Art Hierarchie, nach der die BindungspartnerInnen in entsprechenden Situationen vom Kind mehr oder weniger bevorzugt aufgesucht werden. Sind die Arbeitsmodelle beim Säugling zunächst noch flexibel und lassen sich durch neue Erfahrungen relativ leicht modifizieren, so verfestigen sie sich im Laufe der kindlichen Entwicklung und bilden schließlich eine stabile Bindungsrepräsentation. Mit zunehmendem Alter lassen sich die Bindungsqualitäten nur noch durch außergewöhnliche oder gravierende Erlebnisse tendenziell in Richtung einer eher sicheren oder eher unsicheren Bindung beeinflussen (Brisch, 2008).

Neben dem Bindungsbedürfnis benennt Bowlby auch das Explorationsbedürfnis des Säuglings als grundlegende Struktur. Nur wenn das Kind die Erfahrung einer sicheren Bindung zu seiner Bezugsperson gemacht hat, die sein Bedürfnis nach emotionaler Sicherheit und Schutz befriedigt, kann es sich auf der anderen Seite auch von dieser entfernen und seiner Neugier auf die Umwelt nachgehen. Erlebt das Kind den/die BindungspartnerIn in angstvollen Momenten als sichere Basis wird das Bindungssystem beruhigt und das Explorationssystem aktiviert. Sobald

beispielsweise durch große Distanz zur Mutter oder einfach aufgrund aufregender Entdeckungen emotionaler Stress entsteht, wird wiederum das Bindungssystem aktiviert und das Kind sucht die Nähe zur Bezugsperson. Das Explorationsverhalten ist wie das Bindungsverhalten zunächst angeboren und muss demnach bei sicher gebundenen Kindern auch nicht erzwungen werden. Zeigt das Kind jedoch keine derartige Initiative, deutet dies möglicherweise darauf hin, dass es bereits negative Erfahrungen in seinem Bindungsbestreben gemacht hat (Brisch, 2008).

*Sichere Bindung* kann also als wichtiger Schutzfaktor im Verlauf der Entwicklung und des ganzen Lebens dienen. Die sichere emotionale Basis „bildet eine unverzichtbare Voraussetzung, um das Leben optimal bewältigen und psychisch gesund bleiben zu können“ (Bowlby, 2008, S. 99). Insgesamt werden neben der sicheren Bindung in der Regel drei weitere Bindungstypen unterschieden: die *unsicher-vermeidene Bindung*, die *unsicher-ambivalente Bindung* und die *desorganisierte Bindung*. Die genannten vier Bindungstypen dienen zunächst rein der Unterscheidung unterschiedlicher Bindungsqualitäten und sind als Verhaltensstrategie des Kindes zu verstehen, dass sich damit an die jeweilige Einstellung des/der Bindungspartners/in anpasst. In mehreren Studien lassen sich jedoch deutlich Zusammenhänge zwischen Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und einer unsicheren Bindung nachweisen.

Auch bei Erwachsenen mit unterschiedlichen psychischen Störungsbildern und Symptomen liegen häufig unsichere Bindungstypen vor. Dabei scheint das Vorliegen eines desorganisierten Bindungsmusters von besonderer Bedeutung für die Entwicklung von Psychopathologien zu sein, ohne das jedoch einem bestimmten Bindungsmuster ein spezielles Störungsbild zugeordnet werden könnte. Einer sicheren oder unsicheren Bindung kommt vielmehr die wesentliche Bedeutung als Schutz- bzw. Risikofaktor in Bezug auf die Entwicklung von psychischen Störungen zu. Darüber hinaus kann es jedoch durch diverse negative Einflussfaktoren zu so erheblichen Beeinträchtigungen und Störungen der kindlichen Bindungsentwicklung kommen, dass das Kind eine Bindungsstörung entwickelt.

In der aktuellen Revision 10 der Internationalen Klassifikation von Krankheiten (ICD-10), herausgegeben von der Weltgesundheitsorganisation WHO, werden in Kapitel V, unter dem Titel „Psychische und Verhaltensstörungen“ (F00-99) in der Gruppe „Verhaltens- und Emotionale Störungen mit Beginn in der Kindheit und Jugend“ (F90-99) zwei explizite Bindungsstörungen als „Störungen sozialer Funktionen mit Beginn in Kindheit und Jugend“ (F94.-) genannt: *F94.1 Reaktive Bindungsstörung des Kindesalters* und *F94.2 Bindungsstörung des Kindesalters mit Enthemmung* (ICD-10-GM-Version 2009). Der Psychiater, Psychoanalytiker und Bindungsforscher Karl-Heinz Brisch stellt fest, dass in den derzeit gültigen diagnostischen Systemen „Bindungsstörungen als Formen schwerwiegender Psychopathologien . . . nicht ausreichend klassifiziert werden“ und „keine ausreichenden diagnostischen Zuordnungen für die Vielfalt und den Schweregrad an Bindungsstörungen möglich sind, wie wir sie in der klinischen Praxis wieder finden“ (Brisch, 2008, S. 80).

Unter Berücksichtigung der Typologien von Bindungsstörungen, die bereits seit früheren Zeiten der Bindungsforschung beschrieben werden, entwickelte Brisch deshalb eine eigene diagnostische Klassifikation für Bindungsstörungen, die vom Kleinkind- bis ins Jugendalter eingesetzt werden kann. Dabei definiert er insgesamt sieben unterschiedliche Störungsbilder: *keine Anzeichen von Bindungsverhalten, undifferenziertes, übersteigertes, gehemmtes und aggressives Bindungsverhalten, Bindungsverhalten mit Rollenumkehrung, sowie psychosomatische Symptomatik* (Brisch, 2008).

Forschungsergebnisse weisen außerdem auf einen Zusammenhang zwischen ungelösten Traumata der Eltern und desorganisierten Bindungsmustern des Kindes hin. Häufig werden Erwachsene, die als Kind Gewalterfahrungen durch die eigenen Eltern gemacht haben, später selbst zum/zur TäterIn und misshandeln ihre Kinder. Ihre traumatischen Bindungserfahrungen können durch verschiedenste Situationen mit dem eigenen Kind reaktiviert werden, sodass die Gefahr besteht, dass sich auch beim Kind ein desorganisiertes Bindungsmuster entwickelt. Die Eltern können unter diesen Umständen nicht adäquat auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen und dieses macht somit nicht die notwendige Erfahrung von emotionaler Sicherheit bei der Bezugsperson. Traumatisierende

Erfahrungen besonders innerhalb der eigenen Familie und in den ersten Lebensjahren führen darüber hinaus zu einer Bindungsstörung, die sich in den bereits genannten unterschiedlichen Formen zeigen kann. Häufig ist in den Verhaltensauffälligkeiten und -störungen des Kindes oder Jugendlichen der Zusammenhang mit der Bindungsproblematik auf den ersten Blick jedoch kaum noch erkennbar (Brisch, 2009).

Mithilfe des *Adult-Attachment-Interviews* (AAI), einem von Mary Main et al. entwickelten, halbstandardisierten Interview zur retrospektiven Erfassung von Bindungserfahrungen und aktuellen Einstellungen zur Bindung, lässt sich auch das Bindungskonzept von Adoleszenten und Erwachsenen bestimmen. Die Annahme, dass es maßgeblich mit von der Bindungsrepräsentation der Eltern abhängt, ob das Kind eine sichere oder unsichere Bindungsrepräsentation entwickelt, ließ sich im Vergleich der jeweiligen Bindungskonzepte von Kindern und deren Eltern bestätigen. In empirischen Untersuchungen von Frauen im letzten Schwangerschaftsdrittel und deren Kindern in einem Abstand von zwei Jahren nach der Geburt wurde eine intergenerationale Weitergabe von Bindungserfahrungen nachgewiesen. Die Ergebnisse des AAI mit den Müttern vor der Entbindung erlaubten sogar eine genauere Vorhersage der Bindungsqualität ihres Kindes als die Beobachtung der Feinfühligkeit im Pflegeverhalten der jeweiligen Mutter mit ihrem Kind (Schleiffer, 2007).

Allerdings bedeutet das nicht, dass Kinder mit problematischen Lebens- oder Bindungserfahrungen automatisch und unausweichlich auch im Erwachsenenalter eine unsichere Bindungshaltung haben und vor allem behalten müssen. Es ist durchaus möglich, eigene negative Bindungserfahrungen zu verarbeiten und so schließlich auf Umwegen dennoch ein sicheres inneres Arbeitsmodell zu erwerben. Beim Vorliegen problematischer Bindungsmuster oder einer Bindungsstörung, bieten je nach Alter des/der Betroffenen und Ausmaß der Störung Interventionen wie eine Psychotherapie oder auch Maßnahmen der (stationären) Jugendhilfe eine Möglichkeit der Unterstützung und Veränderung. In beiden Fällen gehört es in der Regel zu den übergeordneten Zielen, eine heilsame Bindungserfahrung zu erarbeiten und dadurch nach Möglichkeit das dysfunktionale Bindungskonzept bei den KlientInnen zu verändern (Schleiffer, 2007).

### 2.2.3 Der systemische Ansatz

Die systemische Psychotherapie und Beratung entwickelte sich historisch betrachtet in den 50er Jahren aus der Familientherapie. Der Prozess begann in den USA und verläuft bis heute parallel an vielen verschiedenen Orten, unter Beteiligung unterschiedlichster Disziplinen und lässt sich somit nicht auf einen einzelnen Begründer zurückführen. Basierend auf den Erkenntnissen des radikalen Konstruktivismus, nach der die Realität über die Welt und ihre Phänomene individuell vom Menschen konstruiert wird, verlagerten die Behandelnden ihren Fokus von der Suche nach intrapersonellen Ursachen für (psychische) Störungen hin zu den interpersonellen Zusammenhängen innerhalb der Familien und weiteren Beziehungssystemen der Klienten. Zentrale Grundfragen dabei sind die Art und Weise in der Menschen in sozialen Systemen gemeinsam ihre Realität erzeugen, welche Vorannahmen ihrem Erleben und Denken zugrunde liegen und wie es (mit professioneller Hilfe) gelingen kann, diese Grundannahmen in Frage zu stellen und gegebenenfalls zu verändern (Schlippe, A. von & Schweitzer, J., 2000).

In der Entwicklung der Systemtheorie gibt es zwei Hauptströmungen: Die so genannte *Kybernetik 1. Ordnung*, die sich mit Theorien über beobachtete Systeme erfasst und besonders von etwa 1950-1980 geprägt wurde, und die *Kybernetik 2. Ordnung*, die sich darüber hinausgehend mit Theorien über Beobachter, die ein System beobachten beschäftigt und etwa ab 1980 aufkam.

Zur *Kybernetik 1. Ordnung* zählen beispielsweise die *Strukturelle Familientherapie* nach Minuchin mit dem Schwerpunkt auf der Bedeutung von Machtstrukturen und Grenzsetzung in Familiensystemen oder das *Mehrgenerationen-Modell* von Boszormenyi-Nagy welches die jeweilige Familiengeschichte ins Zentrum rückt und das Ziel eines generationsübergreifenden Gleichgewichts von Geben und Nehmen verfolgt. Auch die *Erlebnisorientierte Familientherapie* nach Satir oder die *Strategische Familientherapie* nach Haley werden dieser Kategorie zugeordnet. Den genannten Ansätzen zugrunde liegt ein Verständnis von Psychotherapie als Methode zur Veränderung von dysfunktionalen Familienstrukturen im Hier und Jetzt, mit dem Ziel der Funktionalität von Verhalten für die Erhaltung des

Beziehungsgleichgewichts. Es wird ausschließlich im Familiensetting gearbeitet und die therapeutischen Interventionen und Techniken wie beispielsweise so genannte *Verschreibungen* oder das *zirkuläre Fragen* sollen im familiären Regelkreis vorhersagbare Veränderungen auslösen.

Im Gegensatz dazu wird aus der Perspektive der *Kybernetik 2. Ordnung* lebenden Systemen eine autonome Struktur zugesprochen. Jede Erkenntnis oder Erfahrung wird als subjektive Konstruktion verstanden und der/die Beobachtende mit seinen/ihren Erkenntnissen als Teil des Systemkontextes in die Beobachtungen mit einbezogen. Die Integration sozialer Systeme erfolgt nicht allein über eine Funktionalität des Verhaltens sondern über die gemeinsame Herstellung von Sinn, wie sie in den Konstruktionen der Beteiligten zum Ausdruck kommt. Als bedeutende Vertretende dieser Theoriewende gelten Maturana mit seinem Konzept der *Autopoiese* (Selbstorganisation) lebender Systeme sowie von Förster, der unter anderem den Begriff des *ethischen Imperativs*: „Handle stets so, dass die Anzahl der Wahlmöglichkeiten größer wird!“ (von Förster, H., 1993, S. 49) prägte. Mit dem Paradigmenwechsel zur *Kybernetik 2. Ordnung* wurde die Basis für die heutige eigenständige systemische Therapie mit ihren spezifischen Grundannahmen und Konzepten geschaffen, die sich inzwischen auch klar von anderen familientherapeutischen Ansätzen abgrenzt und die Familientherapie nur noch als ein mögliches Setting von vielen betrachtet (Levold, T. & Martens-Schmid, K., 1999).

Bei der Vielzahl systemischer Ansätze teilen doch alle ein gemeinsames Störungsverständnis, nach dem die vorliegende Störung als bestmögliche derzeitige Lösung und damit auch gleichzeitig Ressource des jeweiligen (Familien-) Systems zu verstehen ist. Folglich wird auch der/die Symptomtragende oft als *IndexpatientIn* bezeichnet, was verdeutlicht dass nicht er/sie selbst als krank oder gestört betrachtet wird, sondern vielmehr das zugehörige System in dem sich die Störung entwickelt hat. Das Symptom wird als ein Signal oder auch Hilferuf der Familie verstanden, welches sichtbar machen soll, dass die Familie als System aus dem Gleichgewicht geraten ist. Aufgabe der Systemtherapie ist es, die aktuellen Verstrickungen aufzudecken und den Beteiligten im System Anstöße zu

geben, durch die sie neue Muster und Organisationsgefüge entwickeln können. Zur Grundhaltung der Behandelnden dabei gehört:

- die Flexibilität im Umgang mit eigenen oder auch theoretisch vorgegebenen Glaubenssätzen, um auch ungewöhnliche Lösungswege in Betracht ziehen zu können
- der Verzicht auf normative und objektivierende Zielsetzungen, Diagnostiken oder Interventionen
- das Prinzip der Lösungsorientierung, nachdem jedes System immer auch über alle notwendigen Ressourcen verfügt, seine Probleme zu lösen
- Neutralität und Allparteilichkeit in der Begegnung mit dem KlientInnen-system, im Sinne einer Offenheit für deren individuelle Lösungsmöglichkeiten und einer Distanzierung von persönlichen Überzeugungen; darf jedoch keineswegs im Widerspruch stehen zu einer empathischen Beziehung.

Der therapeutische Prozess zielt also auf Veränderungen im KlientInnen-system ab. Durch bewusste Irritationen soll das System in Bewegung kommen und sich neu organisieren. Die Veränderung selbst wird im systemischen Verständnis keineswegs als Ergebnis der therapeutischen Intervention gesehen, sondern als vom KlientInnen-system selbst generierte Folge der erlebten Irritation. Erfolg oder Misserfolg einer Intervention lassen sich damit in Anlehnung an chaostheoretische Prinzipien nicht linear-kausal vorhersagen (Schlippe, A. von & Schweitzer, J., 2000).

Methodisch zeichnet sich die systemische Therapie durch eine große Vielfalt angewandter Verfahren aus, die individuell an die Bedürfnisse des jeweiligen KlientInnen-systems angepasst werden. Wesentliche Grundtechniken dabei sind *Hypothesenbildung* und *zirkuläres Fragen*. Zu Beginn der Behandlung erfolgt beispielsweise das Erstellen von Hypothesen über die Motivationen des/der KlientenIn sich professionelle Hilfe zu holen, die konkrete Zielsetzung und Auswirkungen auf die innerfamiliäre Struktur. Anschließend werden die gefundenen Hypothesen in Hinblick auf ihre (therapeutische) Nützlichkeit überprüft und gegebenenfalls verworfen oder verändert. Das zirkuläre Fragen dient als Fragetechnik einerseits zum Aufstellen und Überprüfen von Hypothesen, andererseits darüber hinaus zur Beeinflussung und konstruktiven Erweiterung der

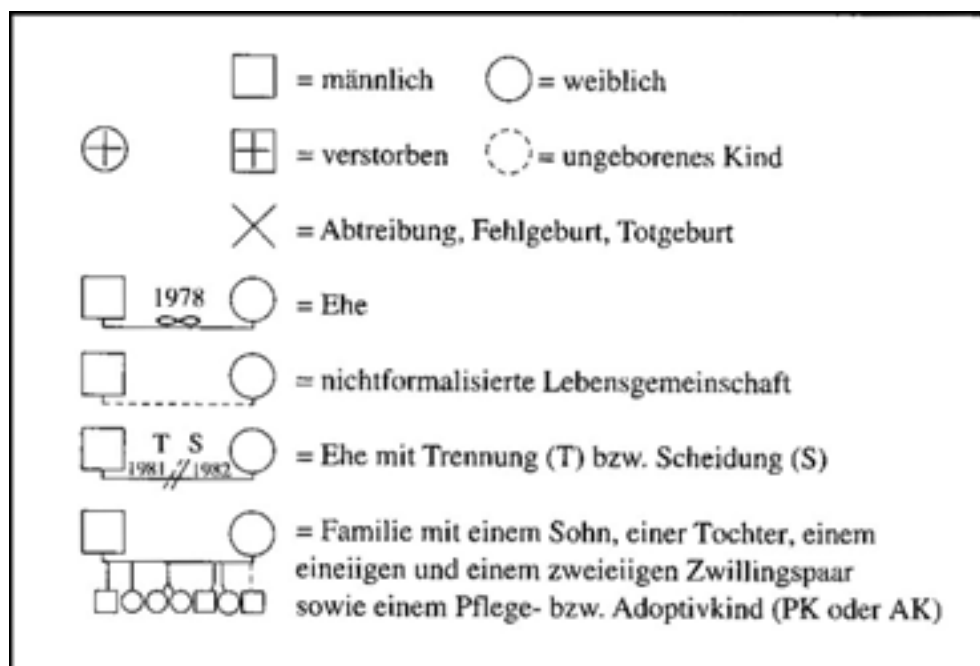
## 2. Theoretischer Hintergrund

Realitätskonstruktionen im KlientInnensystem. Die einzelnen Beteiligten werden jeweils zu ihrer Einschätzung von Gefühlen und Reaktionen anderer Mitglieder des KlientInnensystems befragt und nehmen so eine Außenperspektive hinsichtlich der Systemstrukturen ein.

Eine weitere typische und in der systemischen Arbeit sehr verbreitete Technik zur Darstellung komplexer Informationen in Familiensystemen ist das *Genogramm*. Mit Hilfe einer Art Zeichensprache (siehe Abbildung 5) werden bestimmte Symbole ähnlich einem Familienstammbaum angeordnet, um die Verhältnisse und Beziehungen zwischen einzelnen Familienmitgliedern zu veranschaulichen. So werden (eventuell sich wiederholende) Verhaltensmuster und beziehungsstörende psychologische Faktoren innerhalb des Familiensystems visualisiert und können anschließend analysiert und bearbeitet werden.

Abbildung 5

### *Symbolsprache in der Genogrammarbeit*



Aus *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung* (S. 130) von v. Schlippe, A. & Schweitzer, J., 2000, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.



Ein Genogramm umfasst je nach Bedarf ausgehend von der Herkunftsfamilie des/der Indexpatienten/in bis zu drei Generationen. Wesentliche Eckdaten, wie Namen, Heirats- und Trennungsdaten, Geburts- oder auch Todesdaten, Wohnorte, Ortswechsel, Krankheiten, Berufe und so weiter, können zur besseren Nachvollziehbarkeit zusätzlich eingetragen werden. Darüber hinaus können auch weitere Informationen ergänzt, persönliche Gegenstände wie Fotos hinzugefügt oder bestimmte Bereiche farbig hervorgehoben werden. Die Genogrammarbeit kann über diagnostische sowie hypothesenbildende Zwecke hinaus auch als therapeutisch wirksame Methode angewendet werden. Über die Geschichten hinter den Genogrammdaten entsteht im Therapieverlauf ein neues Verständnis der Gegenwart (Schlippe, A. von & Schweitzer, J., 2000).

Obwohl die systemische Therapie in den USA wie auch in den meisten europäischen Ländern zu den staatlich anerkannten Psychotherapieverfahren gehört und im Dezember 2008 vom Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie auch in Deutschland als wissenschaftlich anerkannt eingestuft wurde, gehört sie hierzulande bislang nicht zu den so genannten *Psychotherapeutischen Richtlinienverfahren*. Dementsprechend kann die Kostenübernahme für eine systemische Familientherapie derzeit nicht bei den gesetzlichen Krankenkassen beantragt werden. Gerade im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe sowie auch in zahlreichen Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie gehört der systemische Ansatz dennoch zu den wesentlichen Bestandteilen der Betreuungs- beziehungsweise Behandlungskonzepte.

Aufgrund der Komplexität der Situation sind systemische Konzepte im Kontext der Heimerziehung besonders bedeutsam und auch verbreitet. Das umfangreiche und komplexe Netzwerk aus Aufträgen und Beziehungen zwischen Familie, Heimgruppe, Mitarbeitendenteam der Einrichtung, Jugendamt und weiteren Beteiligten im HelferInnensystem muss sorgfältig und sensibel gehandhabt werden, um die Auswirkungen jeder Intervention auf die anderen Bereiche angemessen berücksichtigen zu können. Darüber hinaus ist es in diesem Bereich erforderlich alle mitverursachenden Faktoren in den pädagogisch-therapeutischen Prozess einzubeziehen. Nur so können Rollenzuweisungen und damit verbundene

## *2. Theoretischer Hintergrund*

---

Erwartungen innerhalb des Familiensystems gegebenenfalls korrigiert und entsprechende Verhaltensänderungen angestoßen werden (Günder, 1995).

### **3. Methodik**

In diesem Teil der Arbeit wird nach der Präzisierung der Fragestellung zur vorliegenden Arbeit zunächst die Wahl der Forschungsmethode begründet. Es folgt eine Darstellung zur Konzeption der Untersuchung sowie eine Beschreibung ihrer konkreten Durchführung. Abschließend wird der Prozess der Auswertung mit den jeweils verwendeten Instrumenten in seinen einzelnen Schritten beleuchtet.

#### 3.1 Präzisierung der Fragestellung

Im Rahmen der unter Kapitel 2.1.3 genannten Studie *KATA-TWG* konnten aus den Interviews mit ehemaligen KlientInnen der teilnehmenden Einrichtungen sowie mit deren damaligen Bezugsbetreuenden wertvolle erste Schritte in Richtung einer empirischen Wirkforschung im Bereich der Betreuungsqualität in therapeutischen Jugendwohngruppen verwirklicht werden.

Neben den bereits dargestellten Ergebnissen fällt in der genannten Untersuchung auf, dass im Erleben der befragten Jugendlichen der Schwerpunkt der Arbeit klar auf dem Alltags- und Beziehungsgeschehen mit den Betreuern vor Ort liegt. Aspekte wie die Elternarbeit oder auch die konkreten Tätigkeiten der PsychotherapeutInnen der Einrichtungen scheinen auf den ersten Blick in den Erinnerungen und Schilderungen der ehemaligen Bewohnenden weitgehend außen vor zu bleiben. Dies steht jedoch im krassen Widerspruch zu den Wahrnehmungen und Erfahrungen der pädagogischen Betreuenden sowie der TherapeutInnen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass sich gerade die therapeutischen Aspekte in den TWGs für die Jugendlichen häufig erst aus dem pädagogisch-therapeutischen Zusammenspiel erschließen.

Aus den geschilderten Erkenntnissen der ursprünglichen Studie entstand also die Idee, zusätzlich auch den bislang noch nicht gehörten sozialpädagogischen/psychologischen Leitungskräften und Kinder- und JugendlichenpsychotherapeutInnen als ebenfalls maßgeblich am Betreuungsprozess beteiligten ExpertInnen ein Forum zu bieten, in dem sie ihre subjektiven Einschätzungen zur Frage der

spezifischen Betreuungsqualität in den Einrichtungen im Allgemeinen und darüber hinaus auch ihrer speziellen Rolle dabei im Besonderen darlegen könnten.

Im Rahmen einer Gruppendiskussion mit den genannten ExpertInnen werden die gewonnenen Hypothesen aus der Katamnesestudie noch einmal hinterfragt und gegebenenfalls ergänzt. Die Fragestellung bezieht sich dabei einerseits auf die Wirkung der Betreuung mit ihren konkreten Interventionen, Maßnahmen oder Betreuungskonstellationen. Darüber hinaus ist jedoch durchaus auch von Interesse, ob diese Gruppe von Mitarbeitenden sich in ihrer Arbeit durch die bisherigen Ergebnisse aus der Katamnesestudie überhaupt gesehen und entsprechend wertgeschätzt fühlt und inwieweit ihre Rolle und Bedeutung gegenüber den Jugendlichen wie auch den pädagogischen Mitarbeitenden für sie daraus ersichtlich wird.

Die konkreten Forschungsfragen bei der Auswertung der Gruppendiskussion lauten:

- Was sind wesentliche Wirkfaktoren in der Arbeit in den TWGs aus Sicht der Experten?
- Worin liegen die Besonderheiten der Arbeit in den TWGs verglichen mit der Arbeit in Regelgruppen?

### 3.2 Wahl der Forschungsmethode

Die vorliegende Untersuchung ist als explorative Studie zu Wirkfaktoren der Arbeit in therapeutischen Jugendwohngemeinschaften angelegt. Bei der aktuellen Wirkungsforschung im psychosozialen Bereich ist das Vorgehen in der Regel stark evidenz-basiert orientiert. Das Konzept evidenzbasierter Praxis ist im Bereich der Medizin entstanden und versteht sich als eine Integration von den besten verfügbaren Studien und klinischer Fachkompetenz. Dabei gelten neben Reviews und Metaanalysen besonders randomisierte kontrollierte Versuchsanordnungen als *best evidence* oder auch 'Goldstandard'. Das heißt dem experimentellen Untersuchungsdesign wird der höchste Grad an Evidenz bezüglich einer Problem-

stellung zugesprochen. Über die Kontrolle der Randbedingungen und die zufällige Zuweisung zur Experimental- beziehungsweise Kontrollgruppe soll sichergestellt werden, dass gemessene Veränderungen eindeutig auf das treatment zurück zu führen sind und nicht zufällig oder von Störeinflüssen verursacht werden. Problematisch erweist sich in diesen Experimenten jedoch die Frage nach der Validität, also danach in wie fern die Ergebnisse auf die realen Bedingungen außerhalb des Labors übertragbar sind. Im Vergleich mit der Methodenliteratur hat es sich für die hier beschriebene Arbeit als sinnvoll herausgestellt, alternative Ansätze der Wirkforschung zugrunde zu legen, die dem komplexen Feld der Jugendhilfe besser entsprechen (vgl. Sommerfeld & Hüttemann, 2007). Trotzdem der Begriff inzwischen stark von der evidenz-basierten Wirkforschung geprägt ist, ist es zulässig und sinnvoll auch im hier vorliegenden Kontext von *Wirkung* zu sprechen, wie beispielsweise Otto (2007) in seinem Literaturvergleich der aktuellen Wirkungsforschung im sozialpädagogischen Feld feststellt (vgl. hierzu auch Lindner, 2008; Maykus, 2009).

Gerade im untersuchten Bereich der therapeutischen Jugendwohngruppen und ähnlichen psychosozialen Hilfen scheinen die beschriebenen quantitativen Untersuchungen unter künstlich geschaffenen Bedingungen der Komplexität des zu untersuchenden Gegenstandes kaum gerecht zu werden. Aus diesem Grund wurde für die hier behandelte Fragestellung eine qualitative Vorgehensweise gewählt. Ein besonderes Kennzeichen der qualitativen Methoden ist nach Flick (2005) die Offenheit gegenüber ihrem Gegenstand, sodass eine qualitative Auswertung der Suche nach weiteren Erkenntnissen zur Hypothesenbildung besser gerecht werden kann als ein quantitatives Verfahren.

Wie Bortz & Döring (2005) festhalten, unterscheiden sich qualitative und quantitative Ansätze sowohl hinsichtlich des verwendeten Datenmaterials als auch in Bezug auf die angewandten Forschungsmethoden, den Gegenstand der Untersuchungen sowie das zugrundeliegende Wissenschaftsverständnis. Während im quantitativen Ansatz typischer Weise beobachtbare Ausschnitte der 'Realität' gemessen und quantifiziert werden, um die gewonnenen Messwerte anschließend statistisch zu verarbeiten, werden im qualitativen Paradigma verbalisierte Daten aus der Erfahrungswirklichkeit der Beforschten hermeneutisch ausgewertet. Eine

Quantifizierung erfolgt darüber hinaus nur dann, wenn der Grad der Übereinstimmung von unterschiedlichen Deutungen gemessen werden soll. Die Auswertung der Daten erfolgt durch eine systematische und transparente Gliederung und Strukturierung der Texte, wodurch schließlich die Grundideen der Beforschten aus deren subjektiver Perspektive herausgearbeitet und ihre individuelle Erlebenswelt sichtbar werden sollen.

Flick (2005) stellt fest, dass auch in den qualitativen Verfahren Gütekriterien für empirische Forschung erfüllt werden sollen, wobei jedoch die klassischen Gütekriterien von *Reliabilität* und *Validität* ursprünglich dem quantitativen Paradigma entstammen und dementsprechend nur begrenzt auf die qualitativen Methoden übertragen werden können und zumindest angemessen reformuliert werden müssen. Alternativ schlägt er vor, neue Gütekriterien für die qualitativen Methoden zu entwickeln, „die der Besonderheit qualitativer Forschung dadurch gerecht werden, dass sie aus ihrem jeweiligen Hintergrund entwickelt werden und der Besonderheit des Forschungsprozesses Rechnung tragen“ (Flick, 2005, S. 319).

In diesem Zusammenhang werden beispielsweise die Kriterien *Kommunikative Validierung und Triangulation*, *Validierung* der Interviewsituation sowie *Authentizität* diskutiert, die in der vorliegenden Arbeit umgesetzt wurden. Im Sinne einer *Triangulation* oder auch *Intercoderreliabilität*<sup>2</sup> wurde kontinuierlich in einem Auswertungsteam gearbeitet, um Verzerrungen zu vermeiden und den Untersuchungsgegenstand tiefer zu erfassen. Darüber hinaus konnte durch die Teilnahme am *Dritten Bundesweiten Workshop Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit* auch ein Vergleich der Analyseergebnisse in der Gruppe mit unabhängigen ExpertInnen genutzt werden.

Die *Validität* der Untersuchung wurde durch eine sorgfältige Vor- und Nachbereitung der Interviewsituation gewährleistet, sodass die InterviewpartnerInnen offen über ihre subjektiven Erfahrungen und Einschätzungen berichten konnten und eine Verzerrung durch bewusste oder unbewusste Verfälschung weitgehend ausgeschlossen werden kann.

Die geforderte *Authentizität* ist ebenfalls gegeben, da mit den Äußerungen der Untersuchten und den zugrunde liegenden Strukturen im gesamten Forschungs-

---

<sup>2</sup> Intercoderreliabilität: bestimmt den Grad der Übereinstimmung der Kodierung identischen Materials zwischen zwei KodiererInnen (Mayring, 2008)

prozess sehr sorgfältig umgegangen wurde und die Arbeit auch als klare Anregung für die zukünftige Arbeit im untersuchten Bereich dienen soll. Zusammenfassend soll die genaue Dokumentation des gesamten Forschungsprozesses eine *intersubjektive Nachvollziehbarkeit* sicherstellen und damit dem empirischen Gültigkeitsanspruch genügen.

### 3.3 Konzeption

Im Folgenden werden die Überlegungen und Kriterien bei der Datenerhebung dargelegt. Dabei wird zuerst die *Gruppendiskussion* als spezielle Befragungsmethode vorgestellt und zum anderen das vorgenommene *theoretical sampling* näher beschrieben. Anschließend wird die Entwicklung des Interviewleitfadens erläutert und die einzelnen Inhalte dargestellt.

#### 3.3.1 Die Datenerhebung

Um trotz der begrenzten Rahmenbedingungen einer Diplomarbeit eine möglichst gehaltvolle Datensammlung zu erzielen, wurde in der vorliegenden Untersuchung eine Gruppendiskussion mit ExpertInnen als Spezialform der Befragung durchgeführt. Neben der Effizienz dieses Verfahrens beispielsweise in Hinblick auf die aufzuwendende Zeit, liegt ein weiterer Vorteil darin, dass durch gruppendynamische Prozesse innerhalb der ExpertInnengruppe auch eine besondere Offenheit und Authentizität entsteht. Darüber hinaus lassen sich Beurteilungen und Bewertungen der Teilnehmenden aus den unterschiedlichsten Perspektiven gewinnen, mögliche Divergenzen oder Konflikte können direkt im Diskurs ausgetragen werden und schließlich entsteht in der Auswertung der Daten ein facettenreiches Gesamtbild, das die Realität optimal widerspiegeln sollte (Lamnek, 2005).

- Die Gruppendiskussion ist ein *Gespräch einer Gruppe zu einem bestimmten Thema* unter der Anleitung eines *Moderators unter 'Labor'-Bedingungen*.
- Die *ermittelnde* Gruppendiskussion interessiert sich für *Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen* zum Gegenstand der Diskussion (und

deren gruppenprozessuraler Entstehung), kann dabei aber unterschiedliche Erkenntnisabsichten verfolgen.

- Die Gruppendiskussion ist eine *spezifische Befragungsmethode* und zugleich mehr als eine Befragung mehrerer Personen zugleich: ein *diskursiver Austausch von Ansichten und Argumenten* mit deren möglicher Modifikation im Verlauf der Diskussion.
- Die Gruppendiskussion ist eine (zumeist) *nicht-standardisierte mündliche Befragung in der Gruppensituation* zum Zwecke der *Informationsermittlung* bei *weichem bis neutralem Kommunikationsstil* (Lamnek, 2005, S. 35).

Im Sinne eines *theoretical samplings* erfolgte die Auswahl der Teilnehmenden nach den folgenden Auswahlkriterien: regelmäßige Beschäftigung in einer therapeutischen Jugendwohngruppe; Ausbildung als PsychologIn, SozialpädagogIn, SozialarbeiterIn oder ErzieherIn; Funktion als PsychotherapeutIn oder LeiterIn. Teilweise wurden die ExpertInnen im Kontext der vorangegangenen Katamnesestudie angesprochen. Einige davon waren regelmäßige Teilnehmende am *AK therapeutische Jugendwohngruppen in Berlin* und in diesem Rahmen bereits mit den Ergebnissen der Studie konfrontiert und für die Gruppendiskussion interessiert worden. Weitere Teilnehmende konnten über Anfragen per Telefon oder Email oder direkt über Empfehlungen von KollegInnen in den jeweiligen beteiligten Einrichtungen im Schneeballprinzip für die Gruppendiskussion erreicht werden. Dementsprechend ist die Zusammensetzung der ExpertInnengruppe homogen hinsichtlich ihrer Betroffenheit vom Gegenstand der Diskussion, jedoch heterogen in Bezug auf ihre konkrete Funktion innerhalb der jeweiligen Einrichtung, sowie auch Geschlecht und spezifische Berufsausbildung. Diese Art der Zusammenstellung betrachtet Lamnek (2005) als methodisch und theoretisch besonders fruchtbar, da im Diskussionsablauf ein lebhafterer und kontroverserer Austausch von Argumenten zu erwarten ist, was wiederum zu mehr Informationsgehalt führt.

Die Gruppengröße umfasste insgesamt neun Teilnehmende, davon waren drei weiblich und sechs männlich, was jedoch in der vorliegenden Untersuchung keine spezielle, genderspezifische Beachtung findet (siehe Abbildung 6). Die Teilnehmendenzahl liegt damit in einem mittleren Bereich und kann unerwünschte Effekte wie das Entstehen eines Zwangs zur Kommunikation mit der möglichen



Produktion von Meinungsartefakten bei zu kleiner Gruppengröße oder aber von parallelen Teildiskussionen mit dem Sitznachbarn bei zu großer Teilnehmerzahl weitgehend eliminieren (Lamnek, 2005).

Abbildung 6

*Übersicht der Diskussionsteilnehmenden*

<b>Teilnehmende</b>	<b>Funktion</b>	<b>Art der Einrichtung</b>
Experte 1	Einrichtungsleitung	TWG für Jugendliche mit psychosozialen Störungen und Suchtproblematik
Expertin 2	Einrichtungsleitung	Therapeutische Mädchenwohngruppe
Expertin 3	Psychotherapeutin	Therapeutische Jugendwohngruppe
Experte 4	Psychotherapeut	Therapeutische Jugendwohngruppen
Experte 5	Betreuer (in Vertretung des Psychotherapeuten)	Therapeutische Jungenwohngruppe
Expertin 6	Psychotherapeutin	Therapeutische Mädchenwohngruppe
Experte 7	Einrichtungsleitung	TWG für Jugendliche mit psychosozialen Störungen und Suchtproblematik
Experte 8	Einrichtungsleitung	Therapeutische Jugendwohngruppen
Experte 9	Einrichtungsleitung	Therapeutische Jugendwohngruppe

### 3.3.2 Der Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden für die hypothesengeleitete Gruppendiskussion erfolgte in Anlehnung an das *problemzentrierte Interview (PZI)* nach Witzel (2000). Ziel dieser Erhebungsmethode ist „eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel, 2000, [1]). Der Erkenntnisgewinn wird in einem induktiv-deduktiven Wechselverfahren vollzogen, das sowohl im Erhebungs- wie auch im Auswertungsprozess Anwendung finden soll. Dabei wird der/die Befragte als ExpertIn seiner/ihrer Orientierung und Handlung gesehen.

Das Vorwissen des/der Forschenden wird transparent gemacht und bei der Erstellung eines Leitfadens mit konkreten Fragestellungen bewusst mit einbezogen. Durch Erzählanstöße wird der/die InterviewpartnerIn im Verlauf zur offenen Narration angeregt.

Witzel (2000) beschreibt drei Grundpositionen für das PZI:

- **Problemzentrierung** im Sinne einer Vorinterpretation durch den/die InterviewendeN, bei der dessen/deren vorhandenes Wissen über objektive Rahmenbedingungen des untersuchten Gegenstandes zum besseren Verständnis der Äußerungen des/der Befragten in Form von am Problem orientiertem Nachfragen einfließt.
- **Gegenstandsorientierung** im Sinne einer Flexibilität des Verfahrens gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes, die auch speziellen Formen der Datenerhebung, wie beispielsweise Gruppendiskussionen oder auch standardisierte Fragebögen einschließt und je nach Bedarf stärker auf freie Erzählung oder aber unterstützendes Nachfragen im Dialogverfahren zurückgreifen kann.
- **Prozessorientierung** bezogen auf den gesamten Forschungsverlauf und dabei besonders die Vorinterpretationen. So fühlt sich der/die Interviewte in seiner/ihrer Wahrnehmung besonders ernst genommen und entwickelt Vertrauen und Offenheit gegenüber dem/der Interviewenden, was wiederum zu einem verbesserten Erinnerungsvermögen führt und zur Selbstreflexion anregt.

Außerdem schlägt Witzel (2000) vier Instrumente für die Durchführung des problemzentrierten Interviews vor: Ein **Kurzfragebogen** soll zur Erhebung von Eckdaten wie Alter, Familienstand und ähnlichem dienen und dadurch das nachfolgende Interview entlasten. Im vorliegenden Fall wurde auf diese Technik verzichtet, da derartige Angaben zu den Teilnehmenden für die geplante Analyse nicht relevant waren. Des Weiteren werden in einem **Leitfaden** der einleitende Erzählanstoß sowie die wesentlichen Forschungsthemen zur Orientierung des/der Interviewenden zusammengestellt. Diese Notizen können während des Gesprächs als Gedankenstütze dienen, um sicher zu stellen, dass alle relevanten Punkte angesprochen wurden. Die **Tonaufzeichnung** des Interviews gewährleistet eine

genaue und authentische Erfassung des Gesprächsverlaufs und ermöglicht dem/der Forschenden sich voll auf das Interview und die Beobachtung von nonverbalen Äußerungen des Gegenübers zu konzentrieren. Unmittelbar nach dem Interview empfiehlt sich das Anfertigen eines **Postskriptums**, das Anmerkungen des/der Interviewenden zu seinen/ihren Beobachtungen und Wahrnehmungen während der Interviewsituation oder auch spontane Interpretationsansätze und Anregungen für die Auswertung enthalten sollte.

Für die geplante Gruppendiskussion wurde zunächst der folgende Vorspann formuliert:

Wie Sie ja wissen, haben wir im Rahmen der Katamnesestudie TWG ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Bezugsbetreuerinnen und -betreuer aus den verschiedenen beteiligten Einrichtungen zu ihren Erfahrungen mit dem Leben bzw. der Arbeit in Therapeutischen Wohngruppen befragt. Die Ergebnisse dieser Untersuchung wurden Ihnen bereits präsentiert und inzwischen hat außerdem auch noch eine Nachbesprechung dazu stattgefunden. Basierend auf den Hypothesen, die wir aus den Interviews gebildet haben, möchten wir nun zusätzlich mit ihnen als Leiterinnen und Leiter bzw. Therapeutinnen und Therapeuten dieser Einrichtungen eine Expertendiskussion anregen. Zum Schutz der persönlichen Daten werden alle Ihre Angaben natürlich streng vertraulich behandelt und nach den Regeln des Datenschutzes aufbewahrt.

Wir möchten gerne noch etwas Wichtiges voranstellen:

Uns kommt es im Interview auf Ihre ganz persönlichen Erfahrungen, Erkenntnisse und Ansichten an. Wir möchten Sie deshalb bitten, zu den verschiedenen Thesen möglichst ausführlich zu erzählen, was Sie persönlich darüber denken und erfahren haben. Wir werden uns dazu einige Notizen machen und nur nachfragen, wenn wir etwas nicht ganz verstanden haben oder wenn uns Einzelheiten noch ausführlicher interessieren.

Wenn Sie mit diesem Vorgehen einverstanden sind, würden wir gerne beginnen.

Die erzählgenerierende Eingangsfrage lautet:

Sie wissen ja, dass wir gemeinsam seit ca. einem Jahr auf der Suche nach Wirkfaktoren in TWGs sind und haben die Untersuchungsergebnisse mit verfolgen können. Bitte nehmen Sie doch zunächst einmal ganz allgemein Stellung zu den Ergebnissen – was immer Ihnen in diesem Kontext wichtig erscheint.

Darauf folgt je nach Bedarf und Diskussionsbereitschaft der Gruppe ein weiterer Erzählanstoß:

Wir haben folgende Hypothesen aus der Katamnesestudie gewonnen:

1. TWGs behandeln Jugendliche mit komplexen psychiatrischen Diagnosen aus Multiproblemfamilien
2. Basisbestandteil des ‚Therapeutischen Milieus‘ ist die Betreuung und Begleitung im Alltag
3. Bindungs- und Beziehungsarbeit stellt die Kernkompetenz zur Gestaltung des ‚Therapeutischen Milieus‘ dar
4. Strukturgebung bietet als fundamentales Gegenüber zum Bindungs- und Beziehungsnetzwerk den notwendigen Sozialisationsrahmen
5. Therapie, jedoch eingebettet in den Betreuungskontext, bietet die Chance, Veränderungsprozesse aus dem geschützten Raum sorgsam in den Lebensalltag zu befördern
6. Die Arbeit mit Eltern und Bezugspersonen tauchte in der bisherigen Untersuchung nicht in angemessenem Umfang auf. Können Sie aus Ihrer Perspektive zu diesem Thema Stellung nehmen?
7. Das Qualifikationsprofil von TWGs erfordert ein hohes Potential von Beziehungs- und Fachkompetenz sowie personelle, disziplinäre und methodische Vielfalt im Team
8. Risiken und Nebenwirkungen sind nicht zu verhindern, aber sie müssen so weit als möglich bedacht und beantwortet werden

Was fällt Ihnen dazu ein, was ist Ihnen wichtig dazu zu sagen?

Die Inhalte der genannten Hypothesen dienen im Interviewverlauf gleichzeitig als eine Art Hintergrundfolie zur Kontrolle der thematischen Vollständigkeit.

### 3.4 Durchführung

Nachfolgend wird über die Aufzeichnung und den konkreten Verlauf der Gruppendiskussion berichtet. Der nächste Abschnitt behandelt die Transkription der gewonnenen Daten mit Hilfe der Software f4.

#### 3.4.1 Aufzeichnung der Gruppendiskussion

Die Gruppendiskussion fand in den zentral gelegenen Räumlichkeiten eines der beteiligten Träger statt und war damit entsprechend den Überlegungen zum Diskussionsort von Lamnek (2005) lebensweltlich gleichermaßen mit dem Gegenstand der Diskussion wie auch mit den Teilnehmenden assoziiert. Der Zeitpunkt war im Vorfeld von allen Beteiligten gemeinsam gewählt worden und fiel auf den sonst üblichen Termin der regelmäßigen Arbeitsgruppentreffen, sodass eine möglichst optimale Erreichbarkeit und zeitliche Verfügbarkeit gewährleistet werden konnten. Für den Zeitraum der Diskussionsrunde wurden potentielle Unterbrechungen von außen ausgeschlossen, indem Mitarbeitende vor Ort darum gebeten wurden, bei Bedarf dafür Sorge zu tragen, dass keine Störungen möglich wären. Die räumliche Verteilung und Anordnung der Diskussionsteilnehmer erfolgte gemäß Lamnek (2005) nach einer möglichst egalitären Struktur, die eine Offenheit und ein Gefühl der Gleichbehandlung bei den ExpertInnen unterstützen sollte. Dabei wurden zwei Tische zu einer ausreichend großen Tafel zusammengefügt, sodass alle Diskutierenden in einer Runde mit ausreichend Distanz bei gleichzeitiger Nähe zu allen SitznachbarInnen verteilt werden konnten. Um eine angenehme und permissive Atmosphäre zu schaffen, standen den Anwesenden außerdem Getränke und Gebäck zur freien Verfügung.

Die Tonaufzeichnung erfolgte parallel mit Hilfe von insgesamt drei Aufnahmegeräten (digitale und analoge Diktiergeräte) an drei unterschiedlichen Standorten im Raum. So sollte eine sichere und qualitativ hochwertige Aufnahme sichergestellt werden. Zusätzlich wurde eine Videoaufzeichnung gemacht, um bei der Auswertung die Möglichkeit zu haben, einzelne Beiträge bei Bedarf auch nachträglich gesichert ihren jeweiligen UrheberInnen zuordnen zu können.

Zu Beginn der Aufzeichnung wurden die ExpertInnen zunächst noch einmal ausführlich über den Hintergrund des Forschungsvorhabens, die beteiligten Institutionen sowie die Einhaltung der Datenschutzrichtlinien informiert und anschließend gebeten, im Falle ihres Einverständnisses die Datenschutzvereinbarung (siehe Anhang A) gegen zu zeichnen. Als zur Verfügung stehender Zeitrahmen wurden insgesamt drei Zeitstunden angegeben, die mit einer kurzen Unterbrechung von zehn Minuten Pause auch voll ausgeschöpft wurden. Da es sich bei der Gruppe um eine Realgruppe handelt, wurden im Diskussionsverlauf die Phasen der Fremdheit, Orientierung und Anpassung ohne größere Anlaufschwierigkeiten durchlaufen und die Gruppe erreichte schnell die Phase der Vertrautheit (Lamnek, 2005), in der alle Schlüsselthemen diskutiert wurden. Die Moderation erfolgte durch eine den übrigen TeilnehmerInnen bereits bekannte Expertin mit Unterstützung einer Assistentin, die ebenfalls über einschlägige Kenntnisse verfügt. Die Moderierendenrolle war also nach Lamnek (2005) die der Expertin, die andere ExpertInnen konsultiert um die eigenen Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen.

Im Anschluss an die Gruppendiskussion wurde umgehend ein Postskriptum mit den Rahmendaten und einer subjektiven Einschätzung der Forscherin zum Ablauf angefertigt (siehe Anhang B).

#### 3.4.2 Die Transkription

Mayring (2002) definiert Transkription im Kontext der qualitativen Forschung als „vollständige Textfassung verbal erhobenen Materials“ (S. 89). Da auf der Grundlage dieses Textes die anschließende interpretative Auswertung nach empirischen Kriterien durchgeführt wird, sollte die Verschriftlichung der verbalen

Daten so genau wie nötig und gleichzeitig so lesbar wie möglich erfolgen. Ein Standardverfahren hat sich bisher nicht durchgesetzt und so empfiehlt sich je nach Forschungsinteresse die Auswahl eines angemessenen Transkriptionssystems. Während im Bereich der Linguistik sicherlich ein Höchstmaß an Genauigkeit bei der Klassifikation und Darstellung von Verbaläußerungen oder Sprechpausen erforderlich ist, liegt der Schwerpunkt im Bereich der Sozialwissenschaften stärker auf den zu untersuchenden Inhalten als auf der Sprache als Medium zur Vermittlung dieser Inhalte. Bei zu differenzierter Transkription nach komplizierten Regelsystemen könnten Aussage und Sinn des Gesagten womöglich eher unzugänglicher werden (Flick, 2005).

In der vorliegenden Arbeit erfolgte die Transkription der Audioaufnahme mithilfe der Transkriptionssoftware f4 in Anlehnung an die Variante der literarischen Umschrift (Ehlich & Switalla, 1976). Durch Funktionen wie beispielsweise eine Verlangsamung der Abspielgeschwindigkeit, das automatische Einfügen von Zeitmarken, ein individuell einstellbares Rückspulintervall und die Steuerung per Tastenkombination wurde der Prozess der Verschriftlichung erleichtert. Außerdem konnte der vorliegende Text anschließend direkt im Textformat RTF gespeichert werden, wie es für die Verwendung der Analysesoftware Atlas.ti erforderlich ist.

Umgangssprachliche und regionaltypische Äußerungen wurden bei der Transkription ins Schriftdeutsche umformuliert, während ausgeprägter Dialekt im gebräuchlichen Alphabet wiedergegeben wurde. Außerdem wurden auch Sprecher beziehungsweise Sprecherwechsel, Füllwörter sowie paralinguistische Phänomene wie Pausen und Betonungen kenntlich gemacht. Die Zeichensetzung wurde unter Berücksichtigung der Sprachmelodie ebenfalls nach den Regeln der deutschen Rechtschreibung vorgenommen. Anschließend wurden Namen von Personen, Einrichtungen oder Orten anonymisiert. Eine Übersicht der genauen Transkriptionsregeln befindet sich in Anhang C dieser Arbeit.

### 3.5 Auswertung

Das Kapitel beginnt mit einer Einführung in die Methodik der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. Danach wird die Analyse der Gruppendiskussion mit Entwicklung des Kategoriensystems und des Kodierleitfadens dargestellt.

#### 3.5.1 Die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Die Qualitative Inhaltsanalyse ist ein von Mayring (2000) aus der quantitativen Textanalyse weiterentwickeltes Verfahren zur regelgeleiteten und systematischen Analyse von Texten. Im Zentrum der Auswertung steht ein Kategoriensystem, das je nach Forschungsgegenstand induktiv aus dem Datenmaterial heraus erstellt oder aber deduktiv an das Material herangetragen wird (siehe Abbildung 7).

Abbildung 7

*Ablaufmodell induktiver Kategorienbildung*



Aus *Qualitative Inhaltsanalyse* [11] von Mayring, P., 2000, Forum Qualitative Sozialforschung, 1(2).



Dabei soll die Zuordnung der Kategorien zu einzelnen Textstellen intersubjektiv überprüfbar erfolgen, bleibt jedoch im Ablauf letztlich trotzdem immer interpretativ.

Mayring (2008) stellt drei Grundtechniken dar, die entsprechend der Fragestellung und dem jeweiligen Material einzeln für sich oder auch kombiniert angewendet werden können: *Zusammenfassung*, *Explikation* und *Strukturierung* der Daten. Das folgende Gedankenexperiment von Mayring (2008) veranschaulicht den Ablauf der vorgestellten drei Grundformen der Analyse:

Man stelle sich vor, auf einer Wanderung plötzlich vor einem gigantischen Felsbrocken (vielleicht ein Meteorit?) zu stehen. Ich möchte wissen, was ich da vor mir habe. Wie kann ich dabei vorgehen? Zunächst würde ich zurücktreten, auf eine nahe Anhöhe steigen, von wo ich einen Überblick über den Felsbrocken bekomme. Aus der Entfernung sehe ich zwar nicht mehr die Details, aber ich habe das ‚Ding‘ als Ganzes in groben Umrissen im Blickfeld, praktisch in einer verkleinerten Form (*Zusammenfassung*). Dann würde ich wieder herantreten und mir bestimmte besonders interessant erscheinende Stücke genauer ansehen. Ich würde mir einzelne Teile herausbrechen und untersuchen (*Explikation*). Schließlich würde ich versuchen, den Felsbrocken aufzubrechen, um einen Eindruck von seiner inneren Struktur zu bekommen. Ich würde versuchen, einzelne Bestandteile zu erkennen, den Brocken zu vermessen, seine Größe, seine Härte, sein Gewicht durch verschiedene Messoperationen feststellen (*Strukturierung*) (S.58).

Das Grundprinzip der *zusammenfassenden Inhaltsanalyse* ist die genaue Festlegung der jeweiligen Abstraktionsebene, auf die das Textmaterial in der Reduktion transformiert werden soll. Dabei erfolgt eine schrittweise Verallgemeinerung hin zu einem höheren Abstraktionsniveau, bei dem aber die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben (Mayring, 2008).

Im Gegenzug geht es bei der *explizierenden Inhaltsanalyse* darum, zusätzliches Material von außen heranzutragen, um so unklare Textstellen im Sinne einer Kontextanalyse präzise auszuleuchten. Dabei soll genau definiert werden, welche zusätzlichen Materialien zur Erklärung der Textstelle hinzugezogen werden dürfen.

So kann unterschieden werden zwischen einer engen Kontextanalyse, die nur die Verwendung des direkten Textumfeldes zur Explikation zulässt und der weiten Kontextanalyse, die noch Zusatzmaterial mit berücksichtigt (Mayring, 2008)

Ziel der *strukturierenden Inhaltsanalyse* ist, systematisch eine bestimmte Struktur aus dem Datenmaterial herauszufiltern (siehe Abbildung 8). Die Strukturierungsdimensionen sollen aus der Fragestellung abgeleitet werden und können dann entweder induktiv aus den Daten heraus entwickelt oder deduktiv aus der Theorie an den Text herangetragen werden. Das gesamte vorliegende Material wird anschließend hinsichtlich des entwickelten Kategoriensystems systematisch durchgearbeitet und die relevanten Textbestandteile werden aus dem Text extrahiert.

Abbildung 8

*Allgemeines Ablaufmodell der strukturierenden Inhaltsanalyse*



Aus *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (S. 54) von Mayring, P., 2008, Weinheim & Basel: Beltz.

Hierfür eignen sich je nach Fragestellung inhaltliche, formale, skalierende oder typisierende Vorgehensweisen. Die Zuweisung einer Textstelle zu einer Kategorie soll nachvollziehbar begründet werden. Dazu trägt die Dokumentation der

konkreten Kategoriendefinitionen, typischer Textpassagen als Ankerbeispiel und abgrenzender Kodierregeln in einem Kodierleitfaden bei (Mayring & Gahleitner, in press).

Die Aufbereitung der Ergebnisse erfolgt schließlich durch eine Zusammenfassung der Kodierungen, die gegebenenfalls auch noch quantitativ weiter verarbeitet werden können. Außerdem lassen sich anhand der gefundenen Ergebnisse neue Hypothesen erstellen aus denen dann gegebenenfalls auch ein Modell der Beziehungen einzelner Faktoren untereinander entwickelt werden kann.

### 3.5.2 Analyse der Gruppendiskussion

In der vorliegenden Untersuchung wurde das Verfahren der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse mithilfe der Analysesoftware *Atlas.ti* angewendet. Nach einer vollständigen Transkription der Audio- und Videoaufnahme, wurde zunächst in einem ersten Durchgang das gesamte Material gesichtet, für die Fragestellung relevante Textstellen codiert und induktiv vorläufige Probe-Kategorien festgelegt. In einem nächsten Durchlauf erfolgte eine Rücküberprüfung und Überarbeitung des ersten Kategoriensystems am Material. Anschließend wurde ein Kodierleitfaden mit genauer Definition der einzelnen Kategorien sowie zugehörigen Ankerbeispielen erstellt. Es folgte ein erneuter Materialdurchlauf mit Extraktion und Bearbeitung der Kodierung. Dabei wurden einzelne Kategorien weiter ausdifferenziert, einige Ausprägungen gestrichen und die Änderungen anschließend ebenfalls in das Kategoriensystem und den Kodierleitfaden übernommen (siehe Anhang F).

Die Interoderreliabilität konnte regelmäßig im Forschungsteam und darüber hinaus auch während des bereits genannten Workshops überprüft und abgesichert werden. Nach einem weiteren Durchlauf waren schließlich alle relevanten Textstellen kodiert und das folgende Kategoriensystem mit Oberkategorien (OK), Unterkategorien (UK) und den jeweils zugehörigen Codes entwickelt worden:

#### OK 1. Zielgruppe

##### **UK 1.1 individuelle Situation der Jugendlichen**

- 1.1.1 erhebliche psychische Beeinträchtigungen
- 1.1.2 individueller Entwicklungsstand

##### **UK 1.2 sozioökonomische Lage der Herkunftsfamilien**

- 1.1.3 gesundheitliche Situation
- 1.1.4 ökonomische Situation
- 1.1.5 Familienstand der Erziehungsberechtigten
- 1.1.6 berufliche Situation der Erziehungsberechtigten

#### OK 2. Betreuungsqualität

##### **UK 2.1 Elternarbeit**

- 2.1.1 Rückführung in die Herkunftsfamilien
- 2.1.2 Kontakt zwischen Herkunftsfamilien und Jugendlichen regulieren
- 2.1.3 tragfähige Beziehung zu den Herkunftsfamilien herstellen
- 2.1.4 Balance von Nähe und Distanz gegenüber den Herkunftsfamilien
- 2.1.5 Kontakt zwischen Herkunftsfamilien und Jugendlichen reflektieren
- 2.1.6 Kontakt zwischen Herkunftsfamilien und Jugendlichen unterbrechen

##### **UK 2.2 Schutz der Jugendlichen**

- 2.2.1 Schutz der Jugendlichen vor externen Bedrohungen
- 2.2.2 Schutz der Jugendlichen vor internen Bedrohungen

##### **UK 2.3 psychotherapeutische Elemente**

- 2.3.1 internes Therapieangebot
- 2.3.2 Therapieanbahnung
- 2.3.3 systemische Sichtweise
- 2.3.4 interdisziplinäres Fachgespräch
- 2.3.5 Arbeit an der innerpsychischen Struktur der Jugendlichen
- 2.3.6 Familienberatung

##### **UK 2.4 Bindungs- und Beziehungsarbeit**

- 2.4.1 familiäre Ressourcen der Jugendlichen stärken

- 2.4.2 Transfer psychotherapeutischer Erkenntnisse in den Alltag
- 2.4.3 Verlässlichkeit
- 2.4.4 korrigierende Erfahrungen vermitteln
- 2.4.5 Balance zwischen Umsorgen und Fordern
- 2.4.6 Ablösungsprozesse begleiten
- 2.4.7 Balance von Nähe und Distanz gegenüber den Jugendlichen
- 2.4.8 Kompetenzerleben der Jugendlichen fördern
- 2.4.9 Konflikte konstruktiv nutzen

### **UK 2.5 Umgang mit Regeln und Grenzen**

- 2.5.1 Spielraum zum individuellen Ausloten von Grenzen
- 2.5.2 Regeln und Grenzen als Halt gebende Struktur

## OK 2. Gruppenprozesse

### **UK 3.1 Ebene der Jugendlichen**

### **UK 3.2 Ebene der Mitarbeitenden**

### **UK 3.3 strukturelle Ebene**

## OK 3. Qualifikation der Mitarbeitenden

### **UK 4.1 Haltung der Mitarbeitenden**

- 4.1.1 wohlwollende Haltung gegenüber den Jugendlichen
- 4.1.2 wertschätzende Haltung gegenüber den Herkunftsfamilien

### **UK 4.2 Arbeit im Team**

- 4.2.1 gegenseitige Wertschätzung und Unterstützung im Team
- 4.2.2 Teamfähigkeit der Mitarbeitenden
- 4.2.3 Bereitschaft zur Transparenz gegenüber den Mitarbeitenden

### **UK 4.3 persönliche Kompetenzen**

- 4.3.1 Freude an der Arbeit mit Jugendlichen
- 4.3.2 persönliche Interessen und Kenntnisse
- 4.3.3 hohe Motivation und Engagement
- 4.3.4 Empathiefähigkeit
- 4.3.5 Bereitschaft zur Selbstreflexion

4.3.6 Abgrenzungsvermögen

**UK 4.4 fachliche Kompetenzen**

4.4.1 einschlägige Ausbildung und Erfahrungen

4.4.2 systemische Ausbildung und Erfahrung

4.4.3 interdisziplinäre Kooperationsfähigkeit mit externen Professionellen

OK 4. äußere Bedingungen

**UK 5.1 zwischenmenschlich**

**UK 5.2 strukturell**

Anhand der hier dargestellten Kategorien wurden in einem nächsten Schritt die konkreten Inhalte aus dem Material paraphrasiert und zusammengefasst.

## 4. Ergebnisse

Nachfolgend werden die Ergebnisse aus der inhaltlich strukturierenden Analyse der Gruppendiskussion dargestellt:

### OK 1. Zielgruppe

Zur Zielgruppe von therapeutischen Wohngruppen gehören neben den betreuten Jugendlichen auch deren Eltern oder Erziehungsberechtigte, die zum einen so weit möglich mit in die Betreuung ihres Kindes einbezogen werden und darüber hinaus auch selbst Unterstützung und Beratung durch die Mitarbeitenden der Einrichtung in Anspruch nehmen können.

#### UK 1.1 Situation der Jugendlichen

Zu den in den beteiligten TWGs betreuten Jugendlichen lässt sich sagen, dass sie in aller Regel **erhebliche psychische Beeinträchtigungen** und Auffälligkeiten aufweisen, die teils bereits vor der Aufnahme ärztlich diagnostiziert sind, teils auch erst während der Betreuungszeit in der Einrichtung erkannt und dann ebenfalls psychiatrisch abgeklärt werden. Teilweise werden sie auch aus anderen Einrichtungen weiter verwiesen „*weil sie dort nicht mehr haltbar waren*“, wie ein Experte sagt (Transkript GD, Absatz 74). Besonders bei gravierenden Störungsbildern wie Psychosen oder (beginnenden) Persönlichkeitsstörungen zeigen sich im Alltag dementsprechende pathologische Beziehungsmuster, deren Struktur zunächst aufgedeckt und in der anschließenden Betreuungszeit in den TWGs reflektiert und gezielt bearbeitet wird.

Auch **der individuelle Entwicklungsstand** der Jugendlichen wirkt sich auf den Betreuungsprozess und -erfolg aus. Die Fähigkeit und auch Bereitschaft, sich unter Umständen auch nach mehreren gescheiterten Versuchen erneut auf eine Betreuung und damit Beziehung zu den Mitarbeitenden einzulassen, muss zusammentreffen mit dem passenden Hilfsangebot. Eine Expertin fasst zusammen, „dass nicht jede Hilfe zu jedem Zeitpunkt gleich wirksam werden kann“ (Transkript GD, Absatz 344). Zu den ausdrücklichen Zielen der

teilnehmenden ExpertInnen gehört in diesem Zusammenhang die bestmögliche Klärung der Indikationsfrage vor Aufnahme eines/einer Jugendlichen in die TWG. Es gilt die Aufnahmen von Jugendlichen zu vermeiden, bei denen von vorneherein deutlich ist, dass sie das bestehende Betreuungsangebot einer TWG zu diesem Zeitpunkt aller Voraussicht nach nicht annehmen können und ihnen so ein weiteres Misserfolgserlebnis zu ersparen. Für Jugendliche, die keine Hoffnung auf eine wirksame Beziehung (mehr) haben, ist das Betreuungsangebot einer TWG nach Einschätzung der ExpertInnen nicht passend.

#### UK 1.2 sozioökonomische Lage der Herkunftsfamilien

Auf Seiten der Herkunftsfamilien der Jugendlichen fällt auf, dass es auch häufiger eine mehr oder weniger ausgeprägte **gesundheitliche Problematik** gibt, die sich sowohl auf chronische somatische wie auch psychische Erkrankungen der Eltern bezieht. So äußert ein Experte in der Diskussion, „*dass die Väter massive chronische Erkrankungen hatten, über viele Jahre*“ (Transkript GD, Absatz 400), während ein Kollege festhält, dass es sich auch um „*viele psychisch kranke Eltern*“ handelt. (Transkript GD, Absatz 424).

Verglichen mit den weniger intensiv betreuten stationären Jugendhilfeangeboten sind die Herkunftsfamilien in Hinblick auf ihre **sozioökonomische Situation** meist eher besser gestellt. So stammt die Mehrheit der betreuten Jugendlichen in den TWGs aus dem so genannten Mittelstand. Die Erziehungsberechtigten leben nicht selten noch als Elternpaar zusammen und sind in der Regel berufstätig. Hieraus ergibt sich für diese auch eine Verpflichtung zur finanziellen Beteiligung an der Hilfe, die zum Teil deutliche Auswirkungen auf ein Zustandekommen der Hilfe beziehungsweise auch die Motivationslage der Eltern zur Mitwirkung haben kann.

#### **OK 2. Betreuungsqualität**

Die Betreuungsqualität setzt sich aus einem komplexen Gefüge unterschiedlichster Bestandteile zusammen, die in der Arbeit und dem Zusammenleben in den TWGs sensibel und individuell aufeinander abgestimmt und angewendet werden.



## UK 2.1. Elternarbeit

Ein wichtiges Element in der Betreuung ist die **Elternarbeit**. Während diese in der Wahrnehmung der betreuten Jugendlichen selber in ihrem Lebensalltag in der TWG oft eher im Hintergrund steht, gehört sie für die ExpertInnen und hier insbesondere die TherapeutInnen der Einrichtungen eindeutig zu den Schwerpunkten ihrer Tätigkeit. Eher selten geht es dabei konkret um eine **Rückführung des Jugendlichen in die Herkunftsfamilie**. In einigen Fällen kommt es dazu, dass gerade ältere Jugendliche, die zuvor über lange Zeit in verschiedenen Formen der stationären Jugendhilfe betreut wurden, noch einmal ins Elternhaus zurückkehren. Eine Expertin hält fest: „*Die müssen dann noch mal zurück ins Nest, bevor sie dann mal raus gehen, weil sie das Nest nie hatten*“ (Transkript GD, Absatz 186).

In der Regel liegt der Hauptfokus jedoch darauf, den **Kontakt zwischen Jugendlichen und ihren Eltern zu regulieren**, zu begleiten und bei der (Wieder-)Herstellung einer tragfähigen Beziehung zu unterstützen. Je nach individueller Problemlage kann hierfür eine klare Trennung und größere innere wie auch räumliche Distanz zwischen beiden Parteien notwendig sein, um neue, fruchtbare Begegnungen zu ermöglichen. Dazu äußert ein Experte:

*Ich glaube, dass ein wesentlicher Teil meiner Arbeit mit den Eltern darin besteht, Abstand herzustellen. Also, nicht um die voneinander zu trennen, sondern um ihnen möglich zu machen, überhaupt etwas miteinander zu tun zu haben. Also, die haben auf eine Art etwas miteinander zu tun, wo sie sozusagen ineinander verwoben sind, auf eine sehr unglückliche und dann über die Jugendlichen meist sehr destruktive Weise (Transkript GD, Absatz 162).*

Dazu kann auch die sensible Modifikation der direkten oder telefonischen Kontakte zwischen den betreuten Jugendlichen und ihren Eltern gehören, sowohl in Bezug auf die Häufigkeit als auch die qualitative Beschaffenheit dieser Zusammentreffen. So werden mit Eltern und Jugendlichen Vereinbarungen getroffen, wann und wie lange Besuche durch die Eltern in der Einrichtung oder umgekehrt die Jugendlichen im Elternhaus stattfinden sollen und wie die gemeinsam verbrachte Zeit gestaltet werden könnte, um den Kontakt zwischen

Eltern und Kind „zu stärken, zu fördern und zu verbessern“ (Transkript GD, Absatz 162).

Als weiterer Aspekt wird das Einbeziehen der Eltern beziehungsweise Herkunftsfamilien in den Betreuungsprozess genannt. Es wird von den ExpertInnen Wert darauf gelegt, dass sich auch die Eltern bei den Mitarbeitenden der TWG „ein Stück aufgehoben, angekoppelt, verstanden fühlen“ (Transkript GD, Absatz 172). Unter Berücksichtigung der Auswirkungen auf die Familiendynamik wird eine **konstruktive Beziehung zu den Eltern** angestrebt, die es ermöglicht in einem Vertrauensverhältnis gemeinsam eine Art Bündnis herzustellen. So soll dem Jugendlichen zusätzlich Sicherheit und Halt vermittelt sowie eine vertrauensvolle Beziehung zu den Bezugsbetreuenden gefördert werden. Eine Expertin beschreibt: „Wenn da auf der anderen Seite auch nichts ist, dann läuft der weg und ist gar nicht haltbar“ (Transkript GD, Absatz 72). Dementsprechend stellt die intensive und oft aufwändige Arbeit mit den Herkunftsfamilien eine unverzichtbare Grundlage für die gesamte Betreuung dar. Alle ExpertInnen der Runde sind sich darüber einig, dass ohne eine erfolgreiche Kooperation mit den Erziehungsberechtigten die Betreuung der Jugendlichen zumindest erheblich erschwert oder sogar gänzlich verhindert wird.

In den einzelnen vertretenen Einrichtungen gibt es dabei von Fall zu Fall ganz verschiedene Vorgehensweisen im Bestreben um eine **ausgewogene Balance zwischen Nähe und Distanz** auch der Mitarbeitenden gegenüber den Herkunftsfamilien. So reicht das Spektrum dann von Elternkontakten ausschließlich durch die PädagogInnen – entweder nur mit den Eltern oder auch zusammen mit Eltern und Jugendlichen, über Beratungsgespräche allein durch die TherapeutInnen oder Leitung der jeweiligen TWG – ebenfalls entweder in der Konstellation mit oder ohne Jugendliche, bis hin zu einer engen Zusammenarbeit beider Bereiche in Familiengesprächen unter Teilnahme von allen Beteiligten, das heißt der/die Jugendliche selber mit seinem(ihrer) Bezugsbetreuenden, die Eltern sowie der/die TherapeutIn nehmen alle gemeinsam Teil am Gespräch. Diese sehr individuellen Vorgehensweisen in der Familienarbeit bieten aus Sicht der ExpertInnen die größtmögliche Chance, dem jeweiligen Familiensystem mit seiner speziellen

Dynamik gerecht zu werden und so ein lösungsorientiertes Vorgehen im Sinne des/der einzelnen Jugendlichen zu entwickeln.

In der **Reflektion der Kontakte** zwischen Erziehungsberechtigten und ihrem in der TWG betreuten Kind im Rahmen der Elterngespräche kann die Betonung je nach individueller Problemlage in der Familie beispielsweise auf der Arbeit an den beeinträchtigten innerfamiliären Beziehungen, dem Erarbeiten von neuen Erziehungs- und Konfliktlösungskompetenzen, oder aber der Begleitung einer erfolgreichen Ablösung des/der Jugendlichen vom Elternhaus liegen.

Im Extremfall kann es auch Bestandteil der Elternarbeit werden, jeglichen **Kontakt zwischen Eltern und Kind zumindest vorläufig zu unterbrechen**, um Übergriffe jeglicher Art zu verhindern und so alle Beteiligten vor derartigen Eskalationen und Gefahren zu schützen. Jugendliche die aufgrund ihres familiären Hintergrundes über unzureichende oder überhaupt keine elterlichen oder familiären Ressourcen verfügen sind nach Einschätzung der befragten ExpertInnen in ihrer Entwicklung und hinsichtlich des Betreuungserfolgs jedoch oft benachteiligt gegenüber den Jugendlichen, bei denen eine Kooperation mit den Eltern möglich ist und erfolgreich verläuft.

### UK 2.2. Schutz der Jugendlichen

Insgesamt gehört auch der bestmögliche Schutz der Jugendlichen vor vielfältigen Bedrohungen und Gefahren von außerhalb und innerhalb der TWG zu den erklärten Zielen und Aufgaben der Einrichtungen. Einerseits betrifft dies die tatsächliche **Abschirmung** vor (weiteren) Übergriffen durch die Erziehungsberechtigten oder auch andere Bezugspersonen aus dem Freundes- oder Verwandtenkreis. Andererseits betonen die befragten ExpertInnen jedoch darüber hinaus die Notwendigkeit eines **Schutzraums** für die betreuten Jugendlichen in Bezug auf potentielle verbale oder gewalttätige Übergriffe durch Mitbewohnende, sowie ihre eigenen „*inneren destruktiven Kräfte*“ (Transkript GD, Absatz 296).

### UK 2.3. psychotherapeutische Elemente

Zu den speziellen psychotherapeutischen Angeboten der einzelnen beteiligten TWGs gehören je nach Konzeption **Einzel- und Gruppentherapie für die Bewohnenden** in unterschiedlicher Kombination und Ausprägung, so zum Beispiel Kunsttherapie. Auch die **Therapieanbahnung** für interne oder externe Angebote ist wichtiger Bestandteil der therapeutischen Arbeit in den TWGs.

Darüber hinaus besteht ein weiterer wesentlicher Beitrag in der **systemischen Sichtweise** der unterschiedlichen Prozesse im Rahmen der Betreuung in den TWGs. Sowohl in Hinblick auf Konflikte im Familiensystem als auch deren Übertragungen im Betreuungsalltag werden unter therapeutischer Anleitung beobachtete Prozesse in den Teams reflektiert sowie mögliche Lösungen entwickelt, diskutiert und umgesetzt. Diese regelmäßigen **interdisziplinären Fachgespräche** zwischen TherapeutInnen und Betreuenden sind fester Bestandteil der Konzeption und stellen aus Sicht der befragten ExpertInnen ein besonderes Qualitätsmerkmal der Arbeit in den TWGs dar. Im Austausch über die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Einschätzungen aller an der Betreuung beteiligten Mitarbeitenden führen die TherapeutInnen hier einzelne Stränge zusammen und eröffnen so einen neuen Blick auf die Zusammenhänge im jeweiligen Entwicklungs- und Betreuungsprozess. Nur unter diesen fachlichen Voraussetzungen kann letztlich auch eine **Arbeit an der innerpsychischen Struktur der Jugendlichen** stattfinden, die das Aufdecken pathologischer Beziehungsmuster und deren anschließende Veränderung ermöglicht.

Auch für die Erziehungsberechtigten der betreuten Jugendlichen gibt es diverse therapeutische Angebote von Seiten der teilnehmenden Einrichtungen. Je nach Bedarf und Bereitschaft von Seiten der KlientInnen finden einzelne **therapeutisch geleitete Eltern- oder Familiengespräche, regelmäßige Familienberatungen bis hin zur Familientherapie durch die PsychotherapeutInnen** statt. Ziel dabei ist laut eines befragten Experten beispielsweise, die Eltern *„auf ein angemessenes Reflexionsniveau auch zu kriegen, dass sie sich angucken können: was passiert denn da eigentlich“* (Transkript GD, Absatz 162). Ein anderer fügt hinzu:

*Also auch bei mir ist es so dass es einen großen Teil meines Ärgers und meiner Arbeit ausmacht, mit den Eltern zurechtzukommen. Und, und mit denen eigentlich in gewisser Weise ja das Gleiche zu machen, was wir mit den Jugendlichen machen, nämlich einen Versuch von Beziehungsentwicklung. Also eine Beziehung zu den Eltern auf eine Art zu entwickeln, dass die... wie soll man sagen? - Du hast gerade Compliance in Frage gestellt.- Dass die compliant sich gegenüber dem Verhalten was wir da tun. Also das finde ich ein erheblicher, einen erheblichen Aufwand und, und einen zentralen Punkt, wo ich glaube wenn das nicht gelingt, mit den Eltern in irgendeiner Weise ein Einverständnis darüber herzustellen, dass die das so einigermaßen laufen lassen was wir tun, dann läuft das überhaupt nicht, dann scheitert das (Transkript GD, Absatz 26).*

### UK 2.4. Bindungs- und Beziehungsarbeit

Wesentliches Instrument in der Zusammenarbeit von Jugendlichen, Betreuenden und TherapeutInnen ist die so genannte *Beziehungsarbeit*, zu verstehen im Sinne einer professionell gestalteten und im Alltag gelebten Beziehung, innerhalb der die Betreuten alternative Erfahrungen zu den bis dahin erlebten dysfunktionalen oder destruktiven Beziehungsmustern machen sollen.

Für diese Beziehungsarbeit sind, wie bereits festgestellt wurde, vorhandene **familiäre Ressourcen** eine wichtige Grundlage oder sogar Voraussetzung. Auch deshalb gehört das Stärken dieser Ressourcen bei den Jugendlichen ebenfalls zu den Aufgaben im Rahmen der Arbeit in den TWGs. Eine Expertin führt dazu aus:

*Ich denke auch dass es ein Grundfaktor ist für, für überhaupt. Dass ein erfolgreicher Prozess stattfinden kann, aber dass es an sich auch ein Hauptpunkt ist, dass man dann erfolgreich irgendwo hinkommt. Also ohne erfolgreiche Elternarbeit gibt es gar keinen, oder wenig Erfolg für das Kind. Und für die dann weitere Entwicklung. Ist meine Erfahrung auf jeden Fall erst einmal (Transkript GD, Absatz 28).*

Im Rahmen der Bindungs- und Beziehungsarbeit durch die Betreuenden findet dann auch das konzeptionelle verankerte Zusammenwirken von Therapie und

Pädagogik und damit ein **Transfer psychotherapeutischer Erkenntnisse in den Alltag** der Jugendlichen statt. Die befragten ExpertInnen sehen hier die Betreuenden als eine Art ÜbersetzerInnen, die im Austausch mit den TherapeutInnen und im Kontakt mit den Jugendlichen konkrete Erklärungen sowie ein Widerspiegeln der therapeutischen Inhalte in alltäglichen Situationen ermöglichen und unterstützen. Ein Experte ergänzt:

*Ich habe sogar den Eindruck dass es wenn es so ist, dass jemand dann doch wieder ausziehen muss oder "rausfliegt" in Anführungsstrichen, dass es oft an der fehlenden Übersetzung vom therapeutischen, oder dass es irgendwie... Auf jeden Fall gibts immer einen Dissens zwischen Pädagogen und Therapeuten und es ist häufig dann so, dass es nicht übersetzbar ist, dass was der Junge vielleicht an Vermeidung oder an Aggression auslöst, dass das irgendwie ja eigentlich verstehbar ist, aber wenn das Pädagogenteam das nicht wechseln will oder kann, dann ist es, also muss man auch irgendwann sagen: »Ok, das geht dann hier in diesem Rahmen, passt es dann nicht in..., zueinander!« sozusagen (Transkript GD, Absatz 78).*

Häufig erleben die betreuten Jugendlichen in den Beziehungen innerhalb der TWG erstmals eine **Verlässlichkeit** beim Gegenüber. So entstehen mit der Zeit tragfähige Bindungen, vor allem zu den Bezugsbetreuenden, die teilweise über Jahre und damit auch das Ende der Betreuungszeit in der TWG bestehen bleiben. Mitunter wird auch die gesamte Einrichtung zu einer Art gutem *inneren Objekt* und die ehemaligen Bewohner halten den Kontakt nicht zu einzelnen Personen, sondern zur TWG als solches. Aus Sicht der befragten ExpertInnen erfüllen die Bezugsbetreuenden damit zentrale elterliche Funktionen für die Jugendlichen und stellen sich ihnen als Elternobjekte zur Verfügung. Dabei sie gleichzeitig die Wichtigkeit einer klaren inneren Abgrenzung der Betreuenden von einer eventuell verlockenden Position als 'bessere Eltern' hin zum professionellen Verständnis von sich selbst als Modell, das „bestimmte nötige elterliche Funktionen, worin die auch immer bestehen, entsprechend der Entwicklungsaufgabe die der Jugendliche hat“, ausfüllt (Transkript GD, Absatz 190).

Den Jugendlichen sollen somit auch **korrigierende Erfahrungen** ermöglicht, beziehungsweise gezielt vermittelt werden. Sie erleben Alternativen zu bisherigen gelebten, oft pathologischen Beziehungsmustern und machen die Erfahrung von vorhersehbaren und nachvollziehbaren Abläufen. Ein Experte erläutert:

*Also ich denke klar ist, klar ist doch, dass wir Elternfunktionen erfüllen. Das ist, ist doch unsere Aufgabe. Wie auch immer die im Einzelfall aussehen. Und die Idee ist ja auch korrigierende Erfahrungen zu vermitteln, und dann ist es halt wichtig dass der, dass der männliche Betreuer noch mal die Erfahrung vermittelt, dass er kein übergriffiger Mann ist, sondern ein sozusagen väterlicher, klar abgegrenzter Mensch, der Sicherheit vermittelt, ne (Transkript GD, Absatz 190).*

Für das **Gleichgewicht zwischen Umsorgen und Fordern** steht der beschriebenen Beziehungsorientierung gegenüber eine grundsätzliche Orientierung an der Lebenswelt der betreuten Jugendlichen und den entsprechend zugehörigen Alltagsanforderungen. Im einseitigen Bearbeiten der Beziehungsstrukturen ihrer KlientInnen sehen die ExpertInnen die Gefahr einer drohenden Psychiatisierung und zunehmender Unselbständigkeit. Folgerichtig werden auch Strukturen, Regeln und Grenzen als unverzichtbarer Bestandteil der Beziehungsarbeit genannt. Ein Experte hält fest:

*Also deshalb glaube ich, dass diese, diese Ecke 'Struktur und Beziehung' also wirklich alles andere als ein Gegensatz ist. Sondern nur zusammen überhaupt funktioniert. . . . Also wenn es zu kuschelig ist, dann werden wir die nicht mehr los. Dann verselbständigen die sich nicht. Warum sollten sie sich verselbständigen wenn, wenn alles so kuschelig ist? (Transkript GD, Absatz 276).*

Einen weiteren wesentlicher Aspekt in der Beziehungsarbeit macht das **Begleiten von Ablösungsprozessen** aus. Hierzu gehört auf der einen Seite die altersgemäße Ablösung vom Elternhaus, da in aller Regel die betreuten Jugendlichen nicht wieder ins Elternhaus zurückkehren, sondern im Anschluss an die Betreuung in der TWG oft zunächst eine Phase im betreuten Einzelwohnen oder eine andere Form von ambulanter Einzelfallhilfe erfolgt. Häufig beobachten die ExpertInnen dabei, „dass die zum Beispiel diese Entwicklungsaufgabe der Ablösung, der

*Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen, dass die Jugendlichen das mit mir als Betreuer ausagieren, weil sie es mit den Eltern nicht können, warum auch immer, weil die Eltern depressiv sind, oder...*“ (Transkript GD, Absatz 170). Oft müssen dabei Eltern und Jugendliche gleichermaßen unterstützt werden auf dem ihnen unbekanntem Weg in die Selbständigkeit der jungen Erwachsenen. *„Das ist dann Beziehung auf einer anderen Ebene, auch wenn man nicht zusammenlebt“* (Transkript GD, Absatz 182), wie ein Experte zusammenfasst. Auf der anderen Seite wird dementsprechend im Betreuungsverlauf schließlich auch die Begleitung der erfolgreichen Ablösung von der TWG als Lebensumfeld mit den zugehörigen Betreuenden als bedeutende Bezugspersonen notwendig.

Insgesamt ist es grundlegendes Ziel der Mitarbeitenden in den TWGs, eine **ausgewogene Balance von Nähe und Distanz** zu den Jugendlichen zu entwickeln und zu halten. Für die Jugendlichen bedeuten beispielsweise die integrierten psycho-therapeutischen Elemente neben als spontan eher positiv erlebten Aspekten, wie *„eine Dreiviertelstunde volle Aufmerksamkeit“* (Transkript GD, Absatz 126) durch den /die Therapeuten/in im Einzelgespräch auch eine ganz besondere Anforderung: Sie müssen differenzieren können beziehungsweise lernen, zwischen den unterschiedlichen Beziehungsaspekten im Umgang mit den PädagogInnen im Betreuungsalltag und den TherapeutInnen im Kontext der psychotherapeutischen Anteile. Ein Experte beschreibt dies als *„Spagat“* der Klienten zwischen den Betreuenden, bei denen die *„Beziehungsarbeit eine ganz wichtige Grundlage ist“* (Transkript GD, Absatz 34), und den TherapeutInnen, die in ihrem Setting mehr auf Distanz bleiben. Gleichzeitig bieten gerade diese beiden Pole von Therapie und Pädagogik den Jugendlichen den Raum dafür, ihre eigenen, oft sehr unterschiedlichen Persönlichkeitsanteile zuzulassen und dann auch zu offenbaren.

Auch in ihrer konkreten Bedeutung für die betreuten Jugendlichen stellen die befragten ExpertInnen Unterschiede fest:

*Also im Beziehungsalltag, ich denke ist der Bezugsbetreuer nicht zu toppen. Das ist die wesentlichste Beziehungsfigur für den Jugendlichen. Aber meine Erfahrung ist, wenns um Rückführung geht oder Verbesserung zwischen Kind und Familie und der Therapeut da viel arbeitet, der kriegt eine*



*immense Bedeutung für den Jugendlichen. Weil er merkt ja so, in dem was der da arbeitet und tut ist eine Chance Hoffnung auf zurück wieder da. Dann hat der eine ganz andere Bedeutung als bei Familien wo kaum oder keine Familienarbeit oder Familientherapie, was auch immer, stattfindet. Und das habe ich schon zumindestens ganz stark erlebt, wie wichtig dann der Therapeut für den Jugendlichen plötzlich wird (Transkript GD, Absatz 100).*

Das **Kompetenzerleben der Bewohnenden** mit Hilfe der professionellen Beziehungen zu fördern ist ebenfalls wichtiges gemeinsames Anliegen der ExpertInnenrunde. Dies bezieht sich sowohl auf die therapeutischen wie auch pädagogischen Arbeitsfelder in den TWGs. Eine Expertin schildert: *„Also, das erlebe ich grade bei der Kunsttherapie, dass sie da was tun, was sie gar nicht gedacht hätten, dass sie das können. Also so im positiven Sinne sich wirkmächtig fühlen und was erreichen, was sie sonst nicht erreichen würden“* (Transkript GD, Absatz 292).

Auch **Konflikte und Auseinandersetzungen werden konstruktiv genutzt**. Sie bieten den Jugendlichen vielfältige Möglichkeiten, mit den Betreuenden in Kontakt zu gehen, sich zu reiben und auszuprobieren, Grenzen zu finden oder auch gemeinsam Lösungen zu entwickeln, teilzuhaben am Prozess der Entwicklung des Regelsystems in den TWGs und sich auch in diesem Zusammenhang als kompetent zu erleben. Eine Expertin stellt fest, *„es muss ja auch nicht immer so kuschelig sein, also es ist ja auch die Reibung die irgendwie Wärme erzeugt“* (Transkript GD, Absatz 268).

#### UK 2.5. Umgang mit Regeln und Grenzen

Eindeutige und transparente **Regeln, Grenzen und Tagesstrukturen** spielen im Betreuungsalltag der TWGs eine bedeutende Rolle. Sie geben den Jugendlichen die notwendige Orientierung und stellen einen Halt gebenden Rahmen zur Verfügung. Ein Experte führt aus:

*An dieser Ecke "Regeln, Struktur und Beziehung" fällt mir noch..., als Stichwort hatte ich mir noch aufgeschrieben, . . . so "Schutzraum". Und ein*

*Schutzraum, also das kann man ja wahrscheinlich so abstrakt formulieren, einen Schutzraum gibt es nur, wenn die, wenn die Grenzen klar sind. Sonst gibt, ist das kein Schutzraum (Transkript GD, Absatz 296).*

Bei aller Wichtigkeit von Grenzsetzung und verbindlichem Regelwerk in den Einrichtungen hat aber gerade auch der **Spielraum zum individuellen Ausloten von Grenzen** eine große Bedeutung. In der Arbeit in den TWGs geht es um die Auseinandersetzung über bestehende Regeln und deren Anerkennung einerseits und immer wieder auch eine Anpassung an die aktuellen Gegebenheiten, oft im Sinne einer begründeten Ausnahme von der Regel, andererseits. Eine stimmige Balance zwischen einer beziehungsorientierten Flexibilität und einer verbindlichen Einhaltung im Umgang mit Regeln zu finden, sehen die befragten ExpertInnen sowohl als besondere Herausforderung wie auch Notwendigkeit im Betreuungsalltag. Ein Experte fasst zusammen: *„Also es geht auch ganz viel um die Auseinandersetzung, um die Auseinandersetzung um ihren Weg. So. Und der ist in unserer Gesellschaft mit Steinen gepflastert, so (Transkript GD, Absatz 276).*

Auch bewusst offen gehaltene 'Lücken im System' können den Jugendlichen zum Beispiel Möglichkeiten eröffnen, die Betreuenden scheinbar zu überlisten und darüber anschließend ins persönliche Gespräch zu kommen. Ein Experte dazu: *„Da wird man dann auf einmal menschlich und dann ist man nicht mehr die Maschine, die sagt: »22:15 Uhr, Nachtruhe!«“ (Transkript GD, Absatz 282).*

Besonders in überaus konflikthafter Situationen sehen es die ExpertInnen als wichtige Aufgabe, genau zu prüfen, *„kann sich ein junger Mensch darauf einlassen oder ist er einfach nur im Widerstand und lehnt sowieso alles ab?“ (Transkript GD, Absatz 330)* und sorgfältig nach Wegen zu suchen, die eine drohende disziplinarische Entlassung in Folge grober Regelverstöße nach Möglichkeit vermeiden könnten. Selbst bei gravierenden Vorfällen wie einem tätlichen Angriff gegen Mitarbeitenden, die per Regelwerk grundsätzlich eine sofortige Entlassung zur Folge hätten, kann es mitunter in intensiver Zusammenarbeit und Auseinandersetzung aller Beteiligten (selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, dass dies vom gesamten Team mitgetragen werden kann) im Anschluss zu einem erfolgreichen weiteren Hilfeprozess kommen. Ein Experte betont: *„Dieser*

*Arbeitsprozess davor ist so wichtig und da können Jugendliche unheimlich viel lernen.“ (Transkript GD, Absatz 330).*

### **OK 3. Gruppenprozesse**

Die Betreuung der Jugendlichen in Gruppen durch ein Team aus pädagogischen und psychologischen Fachkräften bedingt verschiedene dynamische Prozesse innerhalb und zwischen den beiden genannten Gruppen.

#### UK 3.1. Ebene der Jugendlichen

Das gruppenspezifische Geschehen innerhalb der Jugendlichengruppe muss von den Mitarbeitenden sorgfältig beobachtet, begleitet und reflektiert werden, um den jeweiligen Gruppenprozessen entsprechend Rechnung tragen zu können. Ein Zusammenleben in der Gruppe mit anderen Mitbetroffenen bedingt sowohl positive wie auch negative Auswirkungen für die einzelnen Jugendlichen in den TWGs. So bietet die Gruppe den betreuten Jugendlichen unter anderem ein Feld für *„kontinuierlichen Kontakt innerhalb einer Peergruppe, die auch einigermaßen funktioniert“* (Transkript GD, Absatz 370) und den Austausch untereinander in einem geschützten Umfeld – Erfahrungen, die den Jugendlichen häufig zumindest anfänglich außerhalb der Einrichtung vorenthalten bleiben, da es in der Regel *„wenig Kontakte nach außen“* gibt (Transkript GD, Absatz 370).

Neben einer positiven Verstärkung und Unterstützung durch die Gruppe in bestimmten Situationen kann es aber auch zu nachteiligen Entwicklungen kommen. Beispielsweise können sich im Zusammenhang mit Übergriffen unterschiedlichster Art durch Mitbewohnenden andere Betreute im Schutzraum der TWG bedroht und von den Betreuenden nicht mehr ausreichend geschützt fühlen. Ein Experte stellt fest, dass die Jugendlichen *„sich dann auch ein Stück verlassen fühlen von uns und dann auch zurückziehen“* (Transkript GD, Absatz 304).

### UK 3.2. Ebene der Mitarbeitenden

Auch zwischen der Jugendlichengruppe und dem Mitarbeitendenteam findet ein gruppendynamisches Geschehen statt. Besonders im Kontext der Gruppentherapie innerhalb der Einrichtungen zeigen sich häufig deutliche Auswirkungen vor allem für die Betreuenden. So bemerkt ein Experte hierzu: *„Ja, bei uns gibts Gruppen- und Einzeltherapie und es passiert tatsächlich beides. Also es kann entlasten aber es kann auch dazu führen, dass, äh der Kollege der dann nach der Gruppe irgendwie hinterher räumen muss, äh, viel zu tun hat“* (Transkript GD, Absatz 42).

### UK 3.3. strukturelle Ebene

Die Zusammensetzung der Gruppen und deren überschaubare Größe im Verhältnis zur Anzahl der Betreuenden sehen die ExpertInnen der beteiligten Einrichtungen als eine wichtige Ressource für ihre Arbeit. Durch die konzeptionell verankerte Rund-um-die-Uhr-Betreuung wird zudem eine nahezu ständige Präsenz oder zumindest Erreichbarkeit der professionellen AnsprechpartnerInnen gewährleistet.

## **OK 4. Qualifikation der (pädagogischen) Mitarbeitenden**

Wesentlich für eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit den Jugendlichen, deren Erziehungsberechtigten sowie anderen Fachkräften unterschiedlichster Professionen ist auch die spezielle Qualifikation der einzelnen Mitarbeitenden in den TWGs.

### UK 4.1. Haltung der Mitarbeitenden

Eine **wohlwollende Grundhaltung gegenüber den Jugendlichen** schafft nach Meinung der befragten ExpertInnen erst die Voraussetzung dafür, dass diese sich auf den Betreuungsprozess einlassen können. Die Zugewandtheit und das Wohlwollen der Betreuenden schaffen eine Atmosphäre, in der sich die betreuten

Jugendlichen mit ihren individuellen Eigenschaften angenommen und getragen fühlen. Ein Experte fügt hinzu:

*Ja, weil ich glaub schon dass die Bemühungen auch ankommen bei den Jugendlichen. Also dass die merken, dass man so viel sich Gedanken macht und immer wieder auch austariert "Geht das noch oder geht das nicht?". Also, das ist auch was was auch ankommt bei den Jugendlichen, das ist sehr wichtig (Transkript GD, Absatz 310).*

Auch in der Arbeit mit den Eltern ist eine grundlegend **respektvolle und wertschätzende Haltung** ihnen gegenüber, mit der Anerkennung ihrer Leistungen und Bemühungen in der Erziehung ihres Kindes, entscheidend. Ein Experte verdeutlicht seine Haltung:

*Und auf die Frage kam mir als erstes der Gedanke, meine Haltung, mein Respekt den Eltern gegenüber. Dass sie, bevor überhaupt Krise und Heim oder TWG und so weiter erfolgen musste, was da zu Hause schon passiert ist und was auch geleistet wurde. Und für mich sind die Eltern immer noch, also in der, in der Wirkung auf den Jungen, die wichtigsten Partner. Und deshalb fange ich immer nur an, ich schaue erstmal nur nach den Ressourcen, was die Eltern mitbringen, was die schon geleistet haben (Transkript GD, Absatz 164).*

#### UK 4.2. Arbeit im Team

Eine Haltung von **gegenseitiger Wertschätzung und Unterstützung im Team** der Mitarbeitenden ist ebenfalls unerlässlich für die erfolgreiche Betreuungsarbeit in den TWGs. Dies bezieht sich sowohl auf die direkte Zusammenarbeit im Betreuendenteam als auch auf die gemeinsame Arbeit im interdisziplinären Team der Einrichtungen. Gerade die teilweise unterschiedlichen Arbeitszusammenhänge der Betreuenden und der TherapeutInnen in der Arbeit mit den Jugendlichen und deren Familien erfordern eine hohe Bereitschaft zur wohlwollenden und fachlichen Auseinandersetzung über beide Seiten und ihren jeweiligen Perspektiven. Die ExpertInnen sind sich sicher:

*Und das funktioniert nur wenn und weil die Zusammenarbeit zwischen Pädagogen und Therapeuten funktioniert. Wenn die nicht funktionieren*

*würde, würde es nicht gehen. Aber das setzt sozusagen auf Seiten der Therapeuten voraus, dass die die pädagogische Arbeit sehr ernst nehmen, also die Alltagsarbeit absolut ernst nehmen. Und von Seiten der Pädagogen voraus, dass die psychotherapeutische Gedankengänge für verstehbar und sinnvoll halten (Transkript GD, Absatz 74).*

Die **Teamfähigkeit** ist nach Einschätzung der befragten ExpertInnen demzufolge eine unverzichtbare Qualifikation für jedeN MitarbeitendeN in den TWGs. Auch ein besonderes Maß an **Bereitschaft zur Transparenz gegenüber KollegInnen** ist wesentlich im Betreuungsalltag der teilnehmenden Einrichtungen. Ein Experte führt aus: *„Wenn ein Junge mir was sagt: »Ich muss dir mal was anvertrauen, aber darfst du nicht weiter sagen!«, dann sage ich: »Pass auf, wenn du es mir anvertraust, vertraust du es dem Team an!«“* (Transkript GD, Absatz 138).

#### UK 4.3. persönliche Kompetenzen

Erwähnenswert für die befragten ExpertInnen ist auch die **Freude an der Arbeit mit der Altersgruppe** der in den TWGs betreuten Jugendlichen. Sie halten es für wichtig, sich bei der Wahl der zukünftigen Klientel den Unterschied zu jüngeren Kindern und die besondere Ebene der Auseinandersetzung mit Jugendlichen im Pubertätsalter bewusst zu machen und zu prüfen, in wie weit dies den persönlichen Bedürfnissen als Mitarbeitenden entspricht.

Insgesamt beschreiben die ExpertInnen in der Runde eine hohe Diskrepanz zwischen der zu leistenden Arbeit der pädagogischen Fachkräfte und deren Bezahlung. Auch aus diesem Grunde ist ein besonders **hohes Maß an Motivation und Engagement** für die Betreuungsarbeit in den TWGs erforderlich. Neben einer ausgeprägten **Empathiefähigkeit** müssen die Mitarbeitenden in den Einrichtungen zudem eine ausdrückliche **Bereitschaft zur Selbstreflexion** mitbringen. Die Auseinandersetzung über eigene Anteile und Einstellungen im Umgang mit den betreuten Jugendlichen ist fester Bestandteil der täglichen Arbeit in den TWGs und hat Raum in verschiedenen regelmäßigen Settings, wie Teamsitzungen, interdisziplinären Fachgesprächen mit TherapeutInnen und Leitung oder auch in externen Supervisionen. Ein Experte merkt an:

*Zu gucken: was, was hat mit mir persönlich als, als Person zu, also was hat mit mir als Person zu tun? Und was ist eigentlich sozusagen so eine Übertragungsaufgabe, die ich damit, mit erledige? Oder in die der Jugendliche mich mit ein, sich mit einbezieht (Transkript GD, Absatz 170).*

Eine weitere bedeutende Ressource für die Arbeit in den TWGs ist die **Fähigkeit der Mitarbeitenden zur Abgrenzung**. Besonders im Kontext von Entlassungen und den damit verbundenen Abschieden zeigen sich aus Sicht der ExpertInnen häufig individuelle Schwierigkeiten oder Unterschiede bei den Betreuenden der teilnehmenden Einrichtungen. Eine Expertin beschreibt:

*Bei uns sehe ich, sehe ich so zwei Gruppen: Die einen die machen einen glatten Schnitt und wenn jemand entlassen wird dann ist er für sie entlassen, dann war das ihr Job und gut ist. Und dann gibt es welche, die lassen sich auch in Beziehung verwickeln und stehen auch zur Verfügung, noch über ein, zwei, drei Jahre so lange wie der Kontakt hält. Und die haben dann häufig auch noch mal eine schwere Arbeit zu leisten, für die sie nicht bezahlt werden. Und wo dann, wo man auch sagen kann: »Ist das richtig, ist es gut, ist es...?« Weil manchmal vielleicht, habe ich das Gefühl, da holen sich Betreuer auch noch mal ein bisschen Belohnung für das, für ihre schwere Arbeit, wens denn hier nicht gut läuft. Und dann denke ich, ja vielleicht muss es auch so sein für beide“ (Transkript GD, Absatz 228).*

### UK 4.4. fachliche Kompetenzen

Professionelle Grundlage für alle Mitarbeitenden sind die entsprechenden **einschlägigen Ausbildungen und Erfahrungen im sozialen Bereich**. Für die Betreuenden in den TWGs sind dabei konzeptionell grundsätzlich ErzieherInnenstellen vorgesehen. Dennoch halten einige ExpertInnen HeilerziehungspflegerInnen gemäß den individuellen Anforderungen ihrer Klientel teilweise für passender ausgebildet. Insgesamt wird eine gewisse Erfahrung im Umgang mit psychiatrisch Erkrankten, beispielsweise im Rahmen eines Zivildienstes oder Praktikums, von den befragten ExpertInnen als besondere Qualifikation eingeschätzt. Auch ein gewisses Verständnis von Bindungs- und Beziehungsprozessen, sowie zu den unterschiedlichen Krankheitsbildern der Jugendlichen ist

aus ihrer Sicht notwendig für eine qualitativ hochwertige und erfolgreiche Betreuungsarbeit in den Einrichtungen. Zusätzliche Qualifikationen durch Weiterbildungen im **Bereich der systemischen Arbeit** oder auch **des milieu-therapeutischen Ansatzes** werden von den ExpertInnen der Runde besonders hervorgehoben und geschätzt.

Zu guter Letzt müssen die Mitarbeitenden im Arbeitsalltag darüber hinaus auch eine **Fähigkeit zur Kooperation** mit anderen Professionellen, beispielsweise in den Jugendämtern, vorweisen. Auch im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit und Vernetzung auf fachlicher Ebene in verschiedenen übergreifenden Arbeitsgruppen sind diese Kompetenzen gefragt.

#### **OK 5. äußere Bedingungen**

Neben den bereits genannten Faktoren wirken sich im Betreuungsalltag in den TWGs auch andere Einflüsse auf den Verlauf und Erfolg der Betreuung aus. Diese entziehen sich jedoch weitgehend der Kontrolle durch die Mitarbeitenden oder KlientInnen und werden von anderer Stelle gesteuert.

##### UK 5.1. zwischenmenschlich

Grundlegende Voraussetzung für eine gelingende Betreuung ist die entsprechende **Passung zwischen allen Beteiligten**. Es *„muss alles irgendwie auf wundersame Weise so zusammen kommen, dass sich jemand aufgehoben fühlt“*, wie ein Experte es formuliert (Transkript GD, Absatz 32). So kann es bei aller Bemühung und Qualifikation der Mitarbeitenden dennoch vorkommen, dass sich zwischen dem/der einzelnen zu betreuenden Jugendlichen und den Betreuenden und/oder TherapeutInnen der Einrichtung keine tragfähige Beziehung entwickeln lässt und damit eine erfolgreiche Betreuung und Zusammenarbeit in der TWG nicht möglich wird.



UK 5.2. strukturell

Ein weiterer bedeutender Einflussfaktor ist außerdem die Dauer der Betreuung, die unter anderem abhängig ist von der Kostenübernahme durch die zuständigen Jugendämter. Einhergehend mit zunehmenden Sparmaßnahmen haben sich die Betreuungszeiten in den TWGs in den letzten Jahren zusehends reduziert. Die notwendige Kontinuität der Bezugspersonen ist damit aus Sicht der befragten ExpertInnen immer häufiger nicht mehr ausreichend gewährleistet. Ein Experte stellt fest: *„Also von fünf Jahren kann ja nun schon überhaupt keine Rede sein, selbstverständlich nicht“* (Transkript GD, Absatz 64).



## 5. Diskussion

Ziel dieser Arbeit war eine weitere Konkretisierung wesentlicher Aspekte der Wirkzusammenhänge im Bereich therapeutischer Jugendwohngruppen. Die Aussagen aus der Gruppendiskussion wurden hinsichtlich der Forschungsfragestellung nach Wirkfaktoren in der TWG-Arbeit aus ExpertInnen­sicht, sowie Besonderheiten im Vergleich zu Regelgruppen betrachtet und kategorisiert. Auf Grundlage der vorgenommenen Kategorisierung und der daraufhin ermittelten Ergebnisse wurden im weiteren Forschungsprozess induktiv fünf Hypothesen darüber abgeleitet, welche konkreten Gesichtspunkte in der therapeutisch-pädagogischen Arbeit in TWGs zu einem erfolgreichen Betreuungsverlauf führen. Da die hier vorliegende empirische Untersuchung nur auf den Daten einer Gruppendiskussion basiert, sind die Ergebnisse nicht als repräsentativ zu sehen. Allerdings weisen sie eine hohe Übereinstimmung mit den Ergebnissen der aktuellen Katamnesestudie TWG des Arbeitskreises Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin auf und bekräftigen diese und weitere Resultate aus dem Bereich der stationären pädagogisch-therapeutischen Jugendhilfe.

Im Folgenden sollen die Hypothesen unter Bezugnahme auf bestehende Erkenntnisse aus der Literatur und insbesondere auch im Kontext der Ergebnisse des Projektes *KATA-TWG* diskutiert und ihre Relevanz für weitere Forschungsprojekte sowie auch die psychosoziale Praxis herausgestellt werden. Korrespondierend mit den Ergebnissen der Aktenanalyse und der Betroffenen- sowie Betreuenden-interviews steht der Bindungsaspekt auch bei den Ergebnissen der Gruppendiskussion insgesamt im Vordergrund. Da dieser Perspektive jedoch im Abschlussbericht der Katamnesestudie bereits eine entsprechende Beachtung zukommt, sollen in dieser Arbeit besonders auch die Anforderungen an die pädagogischen und therapeutischen Mitarbeitenden in den Fokus genommen werden.

## 5.1 Stabilisierende Strukturen versus flexible Grenzsetzung

Die erste Hypothese lautet:

**Auf der Basis von tragfähigen Beziehungen zu den Jugendlichen müssen die Betreuenden eine ausgewogene Balance zwischen stabilisierenden Strukturen auf der einen und flexibel anzupassenden Grenzen auf der anderen Seite finden.**

In der Diskussion der ExpertInnen wird deutlich, dass sich die Betreuungsarbeit in den TWGs im Spannungsfeld zwischen einem Bedürfnis nach verlässlichen und Halt gebenden Strukturen einerseits und dem Bedarf an Freiheit, im Einzelfall Grenzen flexibel auszuloten andererseits bewegt. Dieser Spagat kann nur auf der Basis tragfähiger Beziehungen zwischen Betreuenden und Betreuten realisiert werden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009; Egel & Strutzke, 2008). Eine Expertin betont:

*Und ich denke verlässliche Beziehungen bedeuten ja auch Regeln und Grenzen und eben kein übergriffiges Verhalten, und von daher ist für mich Struktur, . . . auch ein Bestandteil dieser Beziehungsarbeit oder es gehört irgendwo zusammen. Das sind ja nicht unbedingt gegensätzliche Pole. Manchmal sind sie das, aber manchmal gehören sie auch ganz eng zusammen (Transkript GD, Absatz 274).*

Jugendliche, die in einer TWG leben und betreut werden, haben in aller Regel in der Vergangenheit grundlegende Defizite in den Beziehungen zu ihren primären Bezugspersonen erfahren. Interventionsbedürftige familiäre Konflikte liegen bei allen befragten Jugendlichen aus der Aktenanalyse wie auch der Interviewstudie im Rahmen der KATA-TWG vor. Dazu gehören hoch ambivalente Beziehungserfahrungen mit überforderten oder auch selbst psychisch erkrankten Eltern, Beziehungsabbrüche beispielsweise im Fall einer Trennung und nachfolgend häufig wechselnden Partnerschaften des (allein-) erziehenden Elternteils oder auch Missbrauchserlebnisse emotionaler oder körperlicher Art, die sich traumatisch auf die psychische und physische Entwicklung des Kindes auswirken (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009; Gahleitner, Ossola & Mudersbach, 2005).

Aus Sicht der Bindungstheorie hat die Qualität der Bindungsbeziehungen zu den Eltern wesentlichen Einfluss darauf, wie die nach Erikson (1973) in der Adoleszenz zentrale Entwicklungsaufgabe der *Autonomie*, also einer Ablösung vom Elternhaus und Neuorientierung hin zu (intimen) Vertrauensbeziehungen zu Gleichaltrigen, bewältigt werden kann. Auf der Grundlage der individuellen inneren Arbeitsmodelle als Abbild der Bindungsqualität zu den elterlichen Bindungspersonen werden andere Beziehungen gestaltet und in ihrer Qualität entsprechend beeinflusst. Bowlby (2008) verweist darüber hinaus auf die sichere Bindung als wesentlichen *Schutzfaktor* hinsichtlich der weiteren Entwicklung, während umgekehrt unsichere Bindungsrepräsentationen zum Risikofaktor werden können. Im Kontext mit zusätzlichen Einflüssen, wie beispielsweise einer erhöhten biologisch begründeten individuellen Vulnerabilität oder ungünstigen sozialen und sozioökonomischen Bedingungen, erhöht sich das Risiko, im weiteren Verlauf eine klinische Störung zu entwickeln (vgl. Schleiffer, 2007).

In der Betreuung in den TWGs werden folglich tragfähige Beziehungen zwischen den Bewohnenden und deren (Bezugs-) Betreuenden angestrebt, um den Jugendlichen alternative, *korrigierende Bindungserfahrungen* zu ermöglichen und sie so darin zu unterstützen, auf dieser Grundlage neue und sichere innere Arbeitsmodelle für zukünftige Beziehungen zu entwickeln (vgl. AK Therapeutische Wohngruppen, 2009; Gahleitner, 2008; Rosemeier, 2009). Eine Expertin erläutert:

*Ja es geht um so was wie so ein Modell, dass ich bestimmte Dinge tun muss um, um was zu kriegen. Also, dass ich zum Beispiel nicht wenn ich mein Taschengeld haben will, dann muss ich nicht meine Bezugsbetreuerin verführen, irgendwie, damit die mir was gibt, weil bei meiner Mama hat es immer geklappt, sondern dann muss ich Montag, wenn die Taschengeldverantwortliche im Dienst ist, muss ich da sein. . . . Und dann kriege ich mein Taschengeld (Transkript GD, Absatz 278).*

Nur wenn es gelingt, nach und nach ein Vertrauensverhältnis zu etablieren, kann auf dieser Grundlage auch individuell erwogen werden, ob ein flexibler Umgang mit den grundsätzlichen Regeln im Einzelfall sinnvoll scheint. Die hier postulierte Bedeutung der Bindungs- und Beziehungsarbeit als Kernkompetenz zeigte sich ebenfalls eindrücklich in den Ergebnissen der Interviews mit Jugendlichen und

deren Bezugsbetreuenden. Auch sie nehmen die Strukturegebung als sicheren Rahmen und Markierung des 'Schutzraums TWG' wahr (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Auch Streek-Fischer (2005) betont in diesem Zusammenhang, dass gerade bei Jugendlichen mit frühen Störungen ein solcher sicherer therapeutischer Ort notwendig ist, um die erlebte permanente Bedrohung von außen zu relativieren und eine Erfahrung des Gehaltenwerdens zu ermöglichen (vgl. Egel & Strutzke, 2008). Nach Einschätzung der teilnehmenden ExpertInnen *„braucht es eben zum Teil, relativ starre Regeln oder Strukturzusammenhänge, die diesen destruktiven Kräften auch standhalten. Weil jede Wahrnehmung davon, die sind nicht stabil genug, die Strukturen sind nicht stabil genug, führen ja wieder dazu, Angst zu kriegen“* (Transkript GD, Absatz 296).

Diana Baumrind (1971) postuliert in ihrem Konzept des *authoritative parenting* drei Dimensionen für einen erfolgreichen Erziehungsstil:

- (a) eine affektive Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, die geprägt ist von Liebe, Akzeptanz, Verständnis und Unterstützung
- (b) eine Form der Disziplinierung, in der Kinder mithilfe klarer und entwicklungsgemäßer Regeln und Grenzen Orientierung und Sicherheit erhalten
- (c) eine Förderung der Selbständigkeit nach der Maßgabe einer Freiheit in Grenzen, das heißt einerseits ein Unterstützen der Autonomiebestrebungen des Kindes und andererseits auch Ermutigung und Hilfe zur Selbsthilfe im Falle von auftretenden Schwierigkeiten

In Anlehnung an diesen autoritativen Erziehungsstil sollen die Grundbedürfnisse der Jugendlichen in der so genannten Fremdbetreuung in den TWGs auch im Sinne einer 'Nachbeelterung' erfüllt werden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Ein Experte benennt ausdrücklich,

*dass die Betreuer sich als Elternobjekte anbieten in ihrer Tätigkeit und als Elternobjekte zur Verfügung stehen mit allem was dazu gehört. Also von der Struktursetzung, der Grenzsetzung, hin zu dem beinahe Liebevollen,*

*also dem Sympathie schenkenden, dem Vertrauen gebenden, und dem da dran bleibenden. Also das Vertrauen immer weiter geben auch wenn die zehn Mal wieder gescheitert sind, also trotzdem dabei zu bleiben und zu sagen: »Es wird alles gut! Dein Weg.«, so. Also an der Hoffnung festzuhalten, und das, würde ich denken, ist eine, wenn ich jetzt an meine Familie denke, eine der zentralen elterlichen Funktionen. Also die, eine Hoffnung mitzugeben auf eine positive Entwicklungsperspektive (Transkript GD, Absatz 204).*

Unter *Struktur* als wesentlichem Merkmal des therapeutischen Milieus in TWGs verstehen die ExpertInnen der Runde in Übereinstimmung mit den befragten Betreuten und Bezugsbetreuenden nachvollziehbare und begründbare Regeln und Abläufe, die einen stabilisierenden und verlässlichen Rahmen für die pädagogisch-therapeutische Arbeit bilden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009; Rosemeier, 2009). Dazu gehört unter anderem eine *mit ritualisierten Abläufen* verbundene Tages- und Wochenplanung, die gemeinsame Mahlzeiten, individuelle tagesstrukturierende Beschäftigungen und Freizeitgestaltung, eine verbindliche Nachtruhe, feste Termine zu Gruppengesprächen oder -therapiesitzungen, Ferienprogramme, Gruppenaktivitäten oder Gruppenreisen und ähnliches umfasst. Eine gemeinsame Haushaltsführung mit verbindlichen Ämtern für die Jugendlichen ermöglicht das schrittweise Erlernen der damit verbundenen Fertigkeiten mit dem Ziel der späteren Fähigkeit zur eigenverantwortlichen Selbstversorgung. Zum Einhalten dieser *Regeln des Zusammenlebens* in der Einrichtung verpflichtet sich jedeR Bewohnende beim Einzug durch das Einverständnis mit dem jeweiligen Betreuungsvertrag (vgl. Egel & Strutzke, 2008). Die ExpertInnen stimmen überein:

*Die müssen in die Schule gehen, die müssen irgendwas mit Praktikum machen, die müssen etwas tun. Wenn sie das nicht machen würden, würden wir die alle psychiatrisieren. Also wenn wir nur auf der Beziehungsebene in ihren Gefühlen rumwirbeln würden, würden wir sie psychiatrisieren, und ihnen gar nicht den Raum geben, reale Erfahrungen zu machen (Transkript GD, Absatz 276).*

Dennoch gehören *Überschreitungen der Regeln* ebenfalls zum Alltagsgeschehen in den Wohngruppen und die Konsequenzen müssen einerseits transparent und absehbar sein, andererseits kann es im Einzelfall erforderlich werden, von den üblichen Konsequenzen Abstand zu nehmen und individuell zu reagieren (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Aus Sicht der ExpertInnen ist „*Struktur, wenn sie nur als Struktur aufrecht erhalten wird weil sie die Struktur ist, . . . ein Kontaktabbruch*“ (Transkript GD, Absatz 284). Gerade in Hinblick auf die in aller Regel ausgeprägten, strukturellen Störungen der betreuten Jugendlichen aufgrund der vielfach traumatisierenden Kindheitserfahrungen ist es überaus wichtig, hier eine angemessene Balance zu finden und so den besonderen Bedürfnissen und Anforderungen im Feld der therapeutisch-pädagogischen Arbeit gerecht zu werden (vgl. Gahleitner & Mudersbach, 2005). Da destruktive Muster aus der Vergangenheit von den Jugendlichen in den aktuellen Beziehungen zu den Betreuenden gerade dann reinszeniert werden, wenn sie beginnen sich sicherer zu fühlen, müssen hier die hinter den einzelnen Verhaltensweisen und Regelverstößen liegenden Strukturen von den Mitarbeitenden der TWGs identifiziert und offen gelegt werden, um sie dann nach und nach mit den Jugendlichen gemeinsam überarbeiten und im besten Falle neu aufbauen zu können (vgl. Brisch, 2006).

Hier zeigt sich deutlich die Erfordernis einer besonderen *Qualifizierung der Mitarbeitenden* in Bezug auf psychologische und pädagogische Erkenntnisse aus Bereichen wie der Bindungstheorie oder auch traumatherapeutischen Modellen und Konzepten (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009; Gahleitner & Mudersbach, 2005). Nur wenn die Betreuenden in den Wohngruppen über ein entsprechendes *bindungstheoretisches Wissen* verfügen, können sie die mögliche Funktion von unangemessenen Verhaltensweisen als bindungs- und beziehungsoptimierenden Versuch verstehen und reflektieren (vgl. Schleiffer, 2007). Der Schutzraum einer TWG besteht somit unter anderem auch darin, dass hier eine Möglichkeit für die Jugendlichen geschaffen wird, im geschützten Rahmen das eigene (Fehl-)Verhalten zu hinterfragen, mit Unterstützung der Betreuenden und Therapierenden in besseren Kontakt mit den Gefühlen zu kommen und darüber hinaus auch einen funktionaleren Umgang damit zu erlernen.



## 5.2 Transfer therapeutischer Inhalte über pädagogische Beziehungsarbeit

Die zweite Hypothese lautet:

**Durch den Transfer psychotherapeutischer Inhalte und Erkenntnisse in den konkreten Alltag im Rahmen der pädagogischen Beziehungsarbeit werden Mentalisierungsprozesse bei den betreuten Jugendlichen speziell gefördert.**

Die ExpertInnen standen im Diskussionsverlauf immer wieder vor der Frage nach den Unterschiedlichkeiten in der Beziehungsarbeit von TherapeutInnen und PädagogInnen in den TWGs. Dazu soll zunächst einmal festgehalten werden, dass es in beiden Fällen zweifelsfrei um eine positive emotionale Bindung und Beziehung als Arbeitsgrundlage zwischen Mitarbeitenden und KlientInnen geht (vgl. AK Therapeutische Jugendwohnggruppen, 2009). Dennoch finden sich durchaus Unterschiede in der Art der Beziehungsgestaltung von beiden Seiten.

*Diesen Spagat müssen die Klienten ja hinkriegen, dass sie auf der einen Seite ein Gefühl dafür kriegen: Mit den Pädagogen gehe ich in Beziehung und die gehen auch mit mir in Beziehung, weil Beziehungsarbeit da eine ganz wichtige Grundlage ist, aber der Therapeut ja in seinem Setting auf Distanz bleibt (Transkript GD, Absatz 34).*

Je nach individuellem Entwicklungsstand bei den Jugendlichen kann das Vorhandensein dieser beiden Beziehungsräume teils als Überforderung, häufiger aber auch als Chance erlebt werden. Gerade für Jugendliche, die bestimmte Anteile ihrer Persönlichkeit ablehnen oder vielleicht sogar abgespalten haben, bietet sich beispielsweise erst im abgegrenzten und zusätzlich geschützten therapeutischen Setting eine Möglichkeit, bislang abgewehrte Emotionen und Verhaltensweisen vorsichtig zuzulassen und damit vor anderen zu offenbaren. Schritt für Schritt kann nun darauf hin gearbeitet werden, diese Anteile zu integrieren und auch in anderen Bereichen des Lebens zu zeigen. Nach Gahleitner (2008) eröffnet sich im Rahmen der psychosozialen Arbeit von TWGs eine Art *Übergangsraum* auf zwei Ebenen: „eine klar strukturierte und nach außen orientierte Alltagsbeziehung und eine nach innen orientierte, Raum gebende, bindungsstabilisierende Beziehung“ (S. 144). Diese Ergebnisse untermauern noch

einmal die Erkenntnisse aus den Interviews mit Betroffenen und Betreuenden, die klar zum Ausdruck bringen, dass die expliziten Betreuungs- oder Therapiegespräche letztlich erst auf der Grundlage von bedeutsamen Alltagsprozessen und Beziehungserfahrungen wirksam werden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Hier liegt eine besondere Qualität der pädagogisch-therapeutischen Einrichtungen begründet: Durch die enge Verzahnung beider Bereiche und den *kontinuierlichen interdisziplinären Austausch* zwischen Betreuenden und Therapierenden können therapeutisch angestoßene Prozesse im Alltag der Wohngruppe gezielt unterstützt und umgesetzt werden. Selbstverständlich muss dabei sorgfältig abgewogen werden, wo die Grenzen der Schweigepflicht berührt werden könnten. Ein Experte dazu:

*Der Therapeut hat ja auch die Gradwanderung zwischen der Schweigepflicht und dem was er öffentlich macht, also 'öffentlich' im Sinne [von] ins Team bringt. Und in sofern diskutieren wir ständig, was der Therapeut reinbringen kann ins Team, was er reinbringen muss, und was er lieber sagt: »Das gehört in meinen Raum!« (Transkript GD, Absatz 138).*

Darüber hinaus wird den Jugendlichen anhand konkreter Erfahrungen in Alltagssituationen vermittelt, wie sich in der Therapie erarbeitete Inhalte und Themen im Alltag äußern. Neue Verhaltensweisen und Bewältigungsstrategien können direkt erprobt und gemeinsam reflektiert werden. Im Gegensatz zum sonst üblichen psychotherapeutischen Individual-Setting, besteht in den TWGs also die Möglichkeit, den therapeutischen Raum erheblich zu erweitern, sodass die Therapie wie von Redl (1971) gefordert „hauptsächlich in Situationen des wirklichen Lebens stattfindet (beim Essen, Aufstehen, Schlafengehen, Spielen, Arbeiten und in allen anderen Sektoren des Alltagslebens) und nicht vorwiegend in besonderen Situationen des Gesprächs zu zweit oder in der Gruppe“ (S. 42). Ebenso unverzichtbar bleibt dabei dennoch, bestimmte Themen explizit für die Psychotherapie aufzusparen, um auch einen Raum zu schaffen, in dem es weniger um die Reflexion sondern viel mehr um Spontaneität und freies Experimentieren geht. Eine permanente Auseinandersetzung mit

innerpsychischen Prozessen kann letztlich nur zur Überforderung führen (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Das Konzept der *Mentalisierung* gilt als zentraler Dreh- und Angelpunkt für das menschliche Funktionieren in sozialen Beziehungen. Dabei geht es um mehr als das Herstellen von Bindung an sich, sondern darum, ein Verstehen mentaler Zustände im Anderen wie im Selbst zu entwickeln und darauf basierend eine komplexe Form der Selbst- und Affektregulation zu ermöglichen. Fonagy, Gergely, Jurist & Target (2004) stellen fest:

Eine gravierende Konsequenz von Vernachlässigung, Mißhandlung und Mißbrauch durch die Eltern besteht darin, daß dem Säugling/Kleinkind die sensible und abgestimmte Umwelt verwehrt bleibt, die seine Emotionen und Intentionen widerspiegelt und unserer Ansicht nach die Voraussetzung für die Bildung von sekundären Repräsentationen der Selbstzustände darstellt (S. 354).

Mentalisierungsprobleme erschweren eine Reflektion der Beziehungsmuster. Aus diesem Grund erhalten die Jugendlichen, wie oben dargestellt, im Rahmen der TWG-Betreuung eine Möglichkeit, emotional korrigierende Erfahrungen in den Beziehungen zu Betreuenden und Therapierenden zu machen. Auch in der Befragung der Jugendlichen und deren Bezugsbetreuenden stellten beide Seiten übereinstimmend heraus, dass bewusste und bindungstheoretisch fundierte Dialogsequenzen im Alltag Mentalisierungsprozesse fördern (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Die ExpertInnenrunde veranschaulicht diesen pädagogisch-therapeutischen Prozess anhand eines Beispiels aus der Praxis:

*Also dass jemand was erzählt und kriegt darauf eine widerspiegelnde Antwort, die das kommentiert was er gerade erzählt. Und darüber findet diese Mentalisierung statt und der Aufbau neuer innerer Strukturen. Und insofern ist sozusagen die Therapie sozusagen die..., vielleicht löst die das aus, dass es so eine Offenheit dafür gibt. Aber die Wiederholung und das Umsetzen, das findet ja im Alltag statt. Also das findet statt an so einer Szene mit einem Übergriff, ne [bezieht sich auf ein vorheriges Beispiel in der Runde, in dem ein Bewohner einem anderen einfach über Beine greift,*

*um an eine Gabel zu kommen, statt diesen darum zu bitten, sie ihm zu reichen]. Dann merkt er [der Jugendliche]: »Ah ja, mhm!« Dann rappelts bei ihm im Karton. Und beim nächsten Mal versteht er dann vielleicht, warum er dem anderen, der neben ihm sitzt, nicht auf die Beine fasst, um sich eine Gabel zu holen. Ne, und was das mit dem Übergriff zu tun hat, also das glaube ich ist das theoretische Verbindungsstück (Transkript GD, Absatz 96).*

Fonagy (2004) postuliert, dass das Selbst nur im Kontext des Anderen existiert und geht davon aus, dass die Selbstentwicklung gleichbedeutend ist mit dem Sammeln von Erfahrungen des Selbst in Beziehungen. Über Spiegelungen der wahrgenommenen Affekte und Verhaltensweisen können die Jugendlichen wesentliche Entwicklungsschritte nachholen und lernen, ihre mentalen Zustände altersgemäß psychisch zu repräsentieren und zu bewältigen (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Dabei ist es überaus wichtig zu beachten, dass Jugendliche mit Bindungsstörungen aufgrund traumatischer Beziehungserfahrungen in der frühen Kindheit in ihrer emotionalen Entwicklung weit hinter dem biologischen Alter zurück liegen können. Ihr emotionales Entwicklungsalter liegt mitunter auf dem Stand eines unter zweijährigen Kindes. Mithilfe von bindungsfördernden Erlebnissen kann jede neue Interaktionserfahrung mit einem Betreuenden als neuronales Muster abgespeichert werden und das bindungsgestörte Verhalten des/der Jugendlichen sich in einem langsamen Prozess verändern (vgl. Brisch, 2004).

Da die in den TWGs betreuten Jugendlichen häufig ergänzend zu den internen therapeutischen Angeboten noch externe ambulante oder stationäre Psychotherapien und psychiatrische Behandlungen aufsuchen, liegt die Bedeutung einer engen fachlichen Zusammenarbeit auch mit diesen Stellen auf der Hand (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). In seiner Forschung zu Wirkungsweisen und Wirksamkeit von Psychotherapien kam Grawe (2000) zu dem Ergebnis, dass sich der Therapieerfolg zu einem großen Teil auf methodenunabhängige Faktoren zurückführen lässt, die den unterschiedlichen psychotherapeutischen Verfahren gemeinsam sind. Von ausschlaggebender Bedeutung ist hierbei die intensive, vertrauensvolle und emotionale Beziehung zu

einer hilfreichen Person – was letztlich der Definition einer sicheren Bindung gleich gesetzt werden kann. Die therapeutische Allianz ist also wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Therapie, denn nur wenn der/die KlientIn den/die Therapeuten/in auch als Bindungsfigur wahrnimmt, kann er auch von der Behandlung profitieren und sich eigener problematischer Muster bewusst werden, um sie anschließend zu verändern (vgl. Schleiffer, 2007).

### 5.3 Wertschätzende Kooperation mit den Eltern

Die dritte Hypothese lautet:

**Eine wertschätzende und den individuellen Ressourcen entsprechende Zusammenarbeit mit den Eltern ist grundlegende Bedingung für einen gelingenden Betreuungsprozess in den TWGs.**

Die Zusammenarbeit mit den Eltern der betreuten Jugendlichen gestaltet sich insgesamt nach Aussage der ExpertInnen ausgesprochen unterschiedlich. Über die grundsätzliche Einschätzung ihrer Bedeutung sind sich jedoch alle einig: „*[Die Elternarbeit] ist eigentlich der schwierigste Part dieser ganzen Arbeit, weil haben wir die nicht dabei, . . . kämpfen wir gegen Windmühlen.*“ (Transkript GD, Absatz 34). Auch hier treffen wesentliche Aspekte aus den Interviews mit Betroffenen und Bezugsbetreuenden mit den Einschätzungen der befragten ExpertInnen zusammen (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Da es in diesem Teil der pädagogisch-therapeutischen Arbeit um höchst sensible Bereiche geht, ist eine gelingende Kooperation nur unter der Voraussetzung einer respektvollen Haltung den Eltern gegenüber denkbar. Ein Experte betont:

*Das ist für mich, eine Grundvoraussetzung der Elternarbeit, dass wir den Eltern Respekt zollen und eine klare, ja ich sag mal so, 'anständige' Haltung den Eltern entgegen bringen und nicht was Abwertendes. Und egal was die verbochen haben und gemacht haben. Da kann ich privat, ich sag mal so in Gänsefüßchen "privat", darüber schimpfen und meckern und denken wie ich will. Aber in dem Moment wo ich ihnen da als Pädagoge gegenüber trete hat das außen vor zu sein. Da muss ich, später dann auf eine Sachebene*

*gehen und sagen: "Und da schauen wir mal hin, und da ist was nicht gut gelaufen." und so weiter, aber in der Haltung ist das ein ganz wichtiger Mensch der mir da gegenüber sitzt (Transkript GD, Absatz 164).*

Eine reale Verfügbarkeit der Eltern ist jedoch nicht zwingend erforderlich, zumal in der stationären Jugendhilfe auch nicht in jedem Fall davon ausgegangen werden kann, dass die Eltern verfügbar, willens oder auch dazu befähigt sind, sich persönlich einzubringen (vgl. AK Therapeutische Wohngruppen, 2009). Dennoch ist eine Elternarbeit auch in diesen Fällen zumindest mit den Jugendlichen selber möglich und auch erforderlich. Unter der Voraussetzung eines Interesses an der Biografie der Betreuten kann in Verbindung mit einer pädagogischen Sensibilität und Wertschätzung den abwesenden Eltern gegenüber an der Veränderung innerer Arbeitsmodelle gearbeitet werden, was Schleiffer (2005) treffend als *Elternarbeit im Kopf* bezeichnet. Auch Conen (2007) betont, dass eine „Elternarbeit ohne Eltern“ (S. 75) dennoch wichtig ist, da eine Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft ohnehin zumindest unbewusst stattfinden wird. Aus diesem Grund hält sie es für hilfreich, Interventionen in die Gedankenwelt des Kindes oder Jugendlichen einzubringen, die einen positiven inneren Dialog mit den Eltern anregen und selbstwirksamkeitsunterstützende Aspekte fördern sollen. Eine Expertin fasst zusammen:

*Also das ist auch so unsere Grundidee, die heißt eigentlich: die Jugendliche, der/die Jugendliche sind immer, ihr ganzes Leben lang Teil des Familiensystems. Ob sie wollen oder nicht, aber das sind sie. Und das müssen wir, müssen wir so sehen und dass sie auch irgendwie dieses Schicksal, ja auch tragen müssen wie auch immer. Wir gucken natürlich, was ist die aktuelle Entwicklungsaufgabe die wir begleiten? Gehts um Entzerrung, geht es um wieder Kontaktherstellung, worum gehts eigentlich? Und die Grundidee ist, dass die in unserer Zeit irgendwas, finden was es ihnen dann ermöglicht sozusagen, ihr Leben weiter, irgendwie als Familie, also, dass die Jugendlichen ein kleines bisschen was Gutes mitnehmen, was Stärkendes. Was ihnen vielleicht ermöglicht sich drei Jahre später an die Eltern zu wenden wenn sie Kummer haben oder was auch den Eltern ermöglicht irgendwie, die Kinder gut gehen zu lassen. Und am traurigsten finde ich tatsächlich die wo es so gar nichts gibt, also wo es überhaupt*

*keine Wurzel gibt, und ich denke da haben wir auch die wenigste Chance. Weil das ist immer so die Idee, nach Wurzeln zu suchen. Und die irgendwie wieder, keine Ahnung, zu gießen und so. Denen auch Raum zu geben (Transkript GD, Absatz 166).*

Ist ein Kontakt mit den Eltern sinnvoll und möglich, zeigt sich häufig auch bei ihnen eine ausgeprägte Unsicherheit, gepaart mit Schuldbewusstsein und Versagensgefühlen. Die ExpertInnen stellen fest:

*„Und da kriegen wir oft unmittelbar gesagt, dass das eine neue Erfahrung für die Eltern ist. Die kommen ja, wie alle wissen, eigentlich mit so einem Gefühl ja auch von Versagen und Schuld und: »Ihr habts verbaselt und was ist denn da für ein Monster draus geworden?!« und so weiter. Und wenn dann Eltern, ja wenn man das schafft, dass die sich angenommen und verstanden fühlen, hat man schon mal eine Basis, die dann wiederum auf den Jugendlichen zurück wirkt“ (Transkript GD, Absatz 172).*

Durch die Wertschätzung der Mitarbeitenden, auf Basis einer Haltung, die davon ausgeht, dass Eltern das ihnen Bestmögliche in der Erziehung des Kindes tun, wird das Selbstwert- und Selbstwirksamkeitsgefühl der Eltern gestärkt. Dies fördert die Mitarbeit der Eltern am Hilfeprozess und die Fortführung oder auch Aufnahme der elterlichen Funktionen gegenüber dem Kind (vgl. Conen, 2007)

In der systemischen Betrachtung werden viele der in der Elternarbeit von stationären Einrichtungen der Jugendhilfe auftretenden Schwierigkeiten besser nachvollziehbar, wenn man sich in die Situation der Eltern einfühlt und vergegenwärtigt, welche Bedeutung eine Fremdunterbringung des Kindes für diese haben kann. Verhaltensweisen der Eltern gegenüber den Mitarbeitenden der Einrichtung werden als Reaktion auf ihr Erleben von Gefühlen wie Scham, Versagen, Enttäuschung, Schuld, Hilflosigkeit, Ohnmacht, Verlust und Selbst- oder Fremdadwertung verstanden. Hier wird vonseiten der Mitarbeitenden ein hohes Maß an Empathie und Professionalität gefordert, um konstruktiv mit diesen Reaktionen umgehen zu können (vgl. Conen, 2007). Das explizite Anliegen der ExpertInnen gegenüber den Eltern ist jedoch: *„Denen deutlich zu machen: der Kontakt zwischen ihnen und ihrem Kind, ist etwas wo uns sehr viel dran liegt, den zu stärken, zu fördern, zu verbessern und so weiter“ (Transkript GD, Absatz 162).*

Probleme des/der Jugendlichen stellen aus systemischer Perspektive eine angemessene Reaktion auf das Familiensystem dar und werden als Ausdruck der Prozesse und Muster in diesem System betrachtet. Im Fokus der Betreuung sollte dementsprechend zunächst eine Betrachtung der Sinnhaftigkeit des Verhaltens im jeweiligen System stehen. Das häufig beobachtete Phänomen einer scheinbar problemlosen so genannten 'Honeymoon-Phase' nach dem Einzug, nach der längst überwunden geglaubte Probleme ganz plötzlich wieder in aller Heftigkeit auftreten, wird im systemischen Kontext als Ausdruck eines Loyalitätskonfliktes des/der Jugendlichen gegenüber seinen/ihren Eltern interpretiert (vgl. Rosemeier & Hestermeyer, 2005). Aus diesem Grund empfiehlt Conen (2007), die *Loyalitätsbindungen* an die Eltern in den Erziehungsalltag unbedingt mit einzubeziehen. Dies sollte auf drei Ebenen geschehen:

- (a) bei der Aufnahme – mit Klärung des Auftrags vor der Unterbringung, Betonung der Wichtigkeit einer Zusammenarbeit, Wertschätzung der Eltern als gleichwertige Partner, Vermittlung der Notwendigkeit einer Erlaubnis zur Erziehung der Eltern gegenüber dem Heim
- (b) im Alltag – durch kontinuierliche Gespräche, die die Erlaubnis/den Auftrag der Eltern für das Kind spürbar machen
- (c) bei Erziehungsschwierigkeiten – in dem die Eltern bei auftretenden Problemen mit in die Verantwortung genommen werden und in ihren Vorstellungen zu diesen Fragen befragt werden, um sie so auf die Bedeutung die sie für ihr Kind haben hinzuweisen

Die Mitarbeitenden der TWGs und hier insbesondere die Bezugsbetreuenden finden sich in diesem Zusammenhang unter Umständen auch in einem Rollenkonflikt in Konkurrenz mit den Eltern der Jugendlichen wieder. Ein Experte dazu in der Diskussion:

*Es gibt ja einige Betreuer, die distanzieren sich ja auch von den Eltern. Dadurch dass sie, sage ich mal, auf Grund der Fallbesprechung immer wieder, motiviert werden wenigstens einen Informationsaustausch mit den Eltern zu machen, ziehen sie sich nicht völlig zurück, aber manche würden sagen: »Wir sind doch eigentlich die besseren Eltern!« Ne? Das heißt, der Bezugsbetreuer geht nicht so in die Elternarbeit wie der Therapeut es dann macht. Das ist dann schon noch mal anders (Transkript GD, Absatz 112).*



Hier ist es hilfreich, sich den konkreten *Nutzen* einer Arbeit mit der Familie bewusst zu machen. Durch einen Kontakt zu den Eltern ist es beispielsweise einfacher, ein Vertrauensverhältnis zu den Jugendlichen aufzubauen. Eventuelle Auseinandersetzungen werden direkt geführt, anstatt eines Gegeneinander-ausspielens von Eltern und Betreuenden durch den Jugendlichen. Die Probleme und Verhaltensweisen des Kindes sind vor dem Hintergrund einer genaueren Kenntnis der Familienverhältnisse besser nachvollziehbar, und über die Kontakte zu den Eltern können schließlich auch die angestrebten langfristigen Veränderungen bei den Jugendlichen erreicht werden. Insgesamt führt eine konstruktive Arbeit mit den Eltern folglich zu einer Aufwertung der TWG-Arbeit und damit auch zu einer Steigerung des Kompetenz- und Selbstwertgefühls der Mitarbeitenden (vgl. Conen, 1987).

Wolf (2005) weist zusätzlich darauf hin, dass eine Unterstützung der betreuten Jugendlichen zur Versöhnung mit den Eltern zu den expliziten Aufgaben der Fachkräfte im Bereich der stationären Hilfen gehört. Er beobachtet in Untersuchungen zu Machtprozessen im Heim, dass gerade besonders engagierte Mitarbeitenden große Schwierigkeiten haben, einen wohlwollenden Perspektive auf die Kindheitserfahrungen in der Herkunftsfamilie und die Eltern selbst einzunehmen und zu unterstützen. Aufgrund ihres hohen persönlichen Engagements empfinden sie es als besonders schmerzhaften Verlust, auf einen exklusiven Anspruch auf Anerkennung durch den/die betreuteN JugendlicheN verzichten zu müssen. Auf die in diesem Zusammenhang besonders erforderliche Fähigkeit zur professionellen Reflexion des eigenen Fühlens und Handelns wird im nächsten Abschnitt näher eingegangen.

#### 5.4 Professionelle und persönliche Ressourcen der Mitarbeitenden

Die vierte Hypothese lautet:

**Die Arbeit in den TWGs erfordert von den Mitarbeitenden eine hohe Bereitschaft zur Selbstreflexion und Transparenz gegenüber KollegInnen unterschiedlicher Disziplinen, sowie eine besondere Fähigkeit zur ausgewogenen Balance von Empathie und innerer Abgrenzung.**

Grundvoraussetzung für die bisher dargestellte Betreuungsqualität in TWGs ist eine entsprechende Qualifikation und Professionalität der Mitarbeitenden (vgl. AK Therapeutische Wohngruppen, 2009). Dabei spielt neben der erforderlichen Sachkompetenz, die zusätzlich zur einschlägigen Berufsausbildung in pädagogischen und/oder therapeutischen Fort- und Weiterbildungen erworben und erweitert werden kann, besonders auch die individuelle Eignung der jeweiligen KollegInnen eine wichtige Rolle. Ein Experte dazu:

*Also, ich schau halt gerade so ein bisschen bei uns hin, wen wir in den letzten Jahren eingestellt haben und wen wir nicht eingestellt haben, oder wer dazu gekommen ist zum Team. . . . und dann dachte ich: "Also, das sind ganz viele Persönlichkeitsmerkmale, die ich sofort unterschreiben würde." Bei den Qualifizierungsmerkmalen da war ich schon wieder so: "Nä!" Also, ich brauche eigentlich nicht den Überqualifizierten, ich brauche den mit dem richtigen Standing (Transkript GD; Absatz 450).*

Gerade in der intensiven Beziehungsarbeit im Rahmen von TWGs bringen die Mitarbeitenden ihre ganz persönlichen Handlungskompetenzen und ihre eigenen Fähigkeiten und Neigungen in hohem Maße mit ein, und ergänzen so gegenseitig die Interessen und Kompetenzen im Team. Dadurch werden vielfältige Ressourcen sowohl der KollegInnen als auch der Betreuten genutzt und eine umfassende Professionalität der Arbeit gesichert. Dies bestätigt die entsprechenden Ergebnisse aus den Interviews mit Jugendlichen und Bezugsbetreuenden, die gleichermaßen betonen, wie bedeutsam gerade die Authentizität der Betreuenden im Umgang mit allen Beteiligten im Betreuungsverlauf war (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Zu den wesentlichen Grundkompetenzen zählt hierbei die Selbstreflexion. Im alltäglichen Sprachgebrauch bezeichnet dieser Begriff eine Art mentaler Selbstbetrachtung der eigenen Gedanken und Gefühle. Heiner (2004) definiert *professionelle Reflexivität* im Kontext der psychosozialen Arbeit als

Bereitschaft und Fähigkeit zur systematischen, methodisch kontrollierten und selbstkritischen Analyse des eigenen Tuns und der dazugehörigen Rahmenbedingungen (der Institution, des Hilfesystems, etc.) . . . Diese systematische Analyse bezieht sich sowohl auf die eigenen Deutungs-

muster (Tatbestandsdeutungen, Ursachenannahmen, Bewertungen) als auch auf die zentralen Interventionsmuster (Handlungspräferenzen und Handlungsroutinen), (S. 44).

In einem andauernden kognitiven Prozess soll empirisches Wissen sowie berufliches und alltägliches Erfahrungswissen je nach aktueller Anforderung kombiniert und auf die jeweilige Anwendungseignung überprüft werden.

Wolf (1998) sieht beispielsweise die Attribution von Schwierigkeiten der betreuten Jugendlichen als Folge von nicht beeinflussbaren Ursachen, wie pathologischen Prozessen oder gesellschaftlichen Verhältnissen, als psychologischen Kontrollverlust der Betreuenden: Einerseits wird durch diese Zuschreibung eine selbstwerterhaltende Erklärung für die eigene Erfolglosigkeit gefunden, dies geschieht jedoch andererseits auf Kosten der eigenen Handlungsfähigkeit. Um diese Handlungsunfähigkeit aufzulösen ist eine kritische Selbstreflexion der Wahrnehmungsperspektive durch die Mitarbeitenden erforderlich. Indem sie den Blick auf die eigene Person richten und hinterfragen, wie der eigene Umgang mit dem Jugendlichen geändert und mit den Reaktionen des/der Betreuten konstruktiver umgegangen werden kann, produzieren sie neue Handlungsmöglichkeiten für sich selbst und ihre KlientInnen (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

So liegt es zu einem wichtigen Teil in der Verantwortung der Betreuenden, den Jugendlichen dabei zu helfen, ihre in der Folge negativer Beziehungserfahrungen entwickelten Strategien zum Selbstschutz vor erneuten schmerzhaften Erfahrungen aufgeben zu können und stattdessen die Bedingungen zu erfragen, unter denen neue Bindungen und damit Lernchancen entstehen können. Dabei müssen eigene (Beziehungs-)Interessen und Bedürfnisse der Mitarbeitenden zugunsten einer Ausrichtung auf die Hilfe zur Entwicklung des anderen zurück gehalten werden – ein Konflikt, der nur in der Selbstreflexion bewusst werden und dann professionell verarbeitet werden kann (vgl. Wolf, 2005). Ein Experte merkt in der Diskussion dazu an:

*Und die Betreuer, also und Therapeuten, die arbeiten ja auch ganz erheblich mit ihren Beziehungsressourcen. Und wenn dann der andere sagt: "Pff, du kannst mich mal!", dann muss der Betreuer und das Team*

*und so weiter das ja auch verarbeiten. Also von daher geht ja auch diese ganze Beziehungsarbeiterei nicht nur in die eine Richtung, sondern auch in die andere Richtung (Transkript GD, Absatz 362).*

Auch Schleiffer (2007) verdeutlicht die Bedeutung einer professionellen Reflexivität in Bezug auf eine *bindungstheoretische Sensibilisierung* der Mitarbeitenden in TWGs. Nur ein bindungstheoretisch fundiertes Verständnis für die häufig zunächst unangemessen und auffällig erscheinenden Verhaltensweisen der Jugendlichen ermöglicht die positive Deutung des Verhaltens als subjektiv sinnvoll. Auf diesem Weg kann ein komplementäres Verhalten der Betreuenden, das die gewohnten dysfunktionalen Bindungskonzepte der Jugendlichen bestätigen und damit weiter verfestigen würde, vermieden werden. Außerdem ist das Wissen um die Bindungskonzepte der Jugendlichen auch von psychohygienischem Nutzen für die Mitarbeitenden. Deren eigene (spontane) Reaktionen sollten grundsätzlich Anlass zur Reflexion bieten, die nach Möglichkeit in einer Atmosphäre wohlwollender Unterstützung im Rahmen des Teams stattfinden sollte. Diese reflexive Haltung in der Arbeit setzt natürlich voraus, dass sich die Mitarbeitenden im Rahmen der Einrichtung sicher und wertgeschätzt fühlen können. Als wesentliche Aspekte einer professionellen Bindungskompetenz postuliert Schleiffer (2008):

- bindungstheoretisches Basiswissen
- Sensibilität für bindungsrelevante Situationen im Alltag
- eigene ausreichende Bindungssicherheit
- Selbsterfahrung in Hinblick auf
  - Wissen um eigenen Umgang mit Bindungsbedürfnissen
  - Anerkennung der eigenen Verletzbarkeit
  - Bereitschaft zum Umgang mit eigenen negativen Gefühlen
- Fähigkeit, Berufsrolle und Organisation als sichere Basis zu nutzen
- ausreichende Sicherheit für Exploration

Dazu trägt wesentlich auch die in der ExpertInnen Diskussion geforderte Bereitschaft zur Transparenz gegenüber KollegInnen bei. Eine Expertin bringt in ihrem Beitrag noch einmal auf den Punkt:

*Na, auch eine Bereitschaft zu dieser hohen Transparenz, die im Team*

*wichtig ist. Also nicht so sehr jemand sein zu wollen, der so eine exponierte, besondere Position für einen Jugendlichen oder sein . . . Bezugsbetreuungs-Mädchen oder -Jungen haben muss, sondern auch mit der Idee was anfangen kann, dass das Sinn macht, dass man Informationen die man bekommt auch teilt. Weil das einfach einen Schutz bietet und ja, einfach auch was aufbricht, was die Mädchen auch zu Hause, von zu Hause kennen. Nämlich dass es so Geheimnisstrukturen gibt und wir die eben nicht reproduzieren wollen. Und das, also ich glaube da gibt es schon Unterschiede in der Bedürfnispolitik derjenigen die, in so TWGs arbeiten. Weil das natürlich auch was Schönes ist, wenn man so angesprochen wird, so: "Ach, ich habe da was ganz besonderes, was ich dir erzählen will. Das darfst du niemandem sagen!" Also, das finde ich wichtig (Transkript GD, Absatz 446).*

Nur durch den regelmäßigen und offenen Austausch aller Mitarbeitenden im Team kann gewährleistet werden, dass ein annähernder Überblick über die Rolle der einzelnen Jugendlichen in der Dynamik der Wohngruppe entsteht (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009; Rosemeier, 2009). Auf dem Weg zur *Integration* aller Persönlichkeitsanteile im pädagogisch-therapeutischen Prozess ist diese umfassende Einordnung der unterschiedlichen Beziehungsmuster in einen Gesamtkontext unerlässlich. In der integrativen Arbeit in den TWGs werden Spaltungen zwar vorübergehend durchaus toleriert, Ziel der Betreuung ist jedoch eine schrittweise Integration der aufgespaltenen Anteile durch das gemeinsame Verstehen im Team (vgl. Lohmer, 2005). Eine Expertin beschreibt ihre Sichtweise dazu:

*Ja, aber dass die [Betreuer] auch die Chance haben, schwierige Dinge besser auszuhalten, weil das ist so zusagen ein Teil. Sie können sich verstehen als Teil des gesamten Prozesses und nicht als der einsame Einzelkämpfer, der schon wieder diesen schrecklichen Jugendlichen den ganzen Dienst aushalten muss - also hoffe ich jedenfalls, dass es so annähernd ist. Also mein Bild ist immer so, dass es gut ist wenn jeder der, jeder Pädagoge der im Dienst ist irgendwie innerlich das Team hinter sich spürt, ne. So wie eine starke Kraft im Rücken. Und das ist auch Teil des, so*

zusagen, des Zusammensetzungsprozesses den wir leisten (Transkript GD, Absatz 86).

Die Thematik der Ambivalenz im Verhältnis einer professionellen Nähe und Distanz in den Beziehungen zwischen Therapierenden oder Betreuenden und ihren KlientInnen ist im Kontext der TWGs ebenfalls von hoher Bedeutung. Gerade im Umgang mit Jugendlichen, die in ihrer Vergangenheit häufig mit vielfältigen *Grenzüberschreitungen* konfrontiert waren und es nicht selten auch weiterhin sind beziehungsweise sein werden, müssen die Mitarbeitenden in der Gestaltung der professionellen Beziehungen überaus sensibel und reflektiert vorgehen. Empathie für die betreuten Jugendlichen ist notwendige Basis für eine vertrauensvolle und tragfähige Beziehung. Dennoch muss eine Balance zwischen beiden Polen gehalten werden, die einen ausreichenden inneren und äußeren Abstand im Sinne aller Beteiligten sicherstellt (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Thiersch (2006) argumentiert, dass eine lebensweltorientierte psychosoziale Arbeit sowohl das Einlassen auf die Lebenswelten der KlientInnen erfordert, als auch die Absicherung durch die Möglichkeit einer Distanzierung über die Organisation / Profession. Dabei kritisiert er eine Überbetonung der Bedeutung von Grenzen und Grenzsetzungen und fordert stattdessen die individuell richtige Balance im *pädagogischen Kompromiss* zu suchen: „Nähe gelingt, wo auch Distanz gegeben ist, und Distanz, wo sie sich auf Nähe beziehen kann“ (S. 32). Im Gefüge der professionellen Beziehungen definiert er pädagogisches Handeln als Distanz im Sinne von Achtsamkeit, die den Jugendlichen Raum lässt, ihren eigenen Weg zu finden und demgegenüber gleichzeitig als Nähe im Sinne von Verlässlichkeit und Zutrauen der Betreuer. Authentizität und Glaubwürdigkeit der Person sind hierbei wichtige Voraussetzungen für ein stimmiges Gleichgewicht, das in jeder individuellen Konstellation neu bestimmt werden muss. Professionelles Handeln im psychosozialen Bereich versteht Thiersch als Balance zwischen Nähe und Distanz, die in „Reflexivität, methodischer Transparenz und vertraglichen Verbindlichkeiten“ (S. 43) gesichert werden muss. Darüber hinaus kann ein angemessenes Handeln auch nicht nur theoretisch geklärt, sondern

muss in der praktischen Umsetzung geübt werden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

### 5.5 Finanzielle Restriktionen versus Kontinuität in der Betreuung

Die fünfte Hypothese lautet:

**Finanzielle Restriktionen führen zu immer kürzeren Betreuungszeiten, die den Bedürfnissen der betreuten Jugendlichen nach verlässlichen Bezugspersonen und den daraus resultierenden fachlichen Anforderungen nicht gerecht werden können.**

Die ExpertInnen wissen aus Erfahrung:

*Was ganz wichtig ist für den Jugendlichen, dass der Bezugsbetreuer auch wenn ich mich noch so scheiße über einen langen Zeitraum verhalten habe, der hat mich nicht fallen lassen, ne so. Diese Erfahrung, der ist trotzdem drangeblieben, und die Beziehung hat auch standgehalten ne, das ist ein ganz ganz wesentlicher Faktor (Transkript GD, Absatz 294).*

Überaus problematisch wird dieser Anspruch einer erforderlichen *Kontinuität* der nahen Bezugspersonen im Angesicht von Faktoren, die nicht inhaltlich oder fachlich begründet, sondern vielmehr strukturellen Bedingungen geschuldet sind. Dennoch gehören diese Bedingungen mit zur Realität der Mitarbeitenden und Jugendlichen in den TWGs und nehmen immer wieder bedeutenden Einfluss auf den Betreuungsverlauf (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Ein Experte formuliert das Dilemma der widersprüchlichen Anforderungen:

*Das passt für mich manchmal nicht zusammen, weil wir sagen ja Psychotiker zum Beispiel brauchen einen, einen Rahmen, Zeitrahmen von etwa fünf Jahren oder länger, wo sie Therapie, Beziehung und so weiter erfahren. Und das können wir gar nicht realisieren. Also da muss es ja zwangsläufig irgendwo Brüche geben, die wir gar nicht wollen, die aber auch nicht vermeidbar sind. (Transkript GD, Absatz 54).*

Auch die Jugendlichen selber weisen in den Betroffeneninterviews deutlich darauf hin, wie belastend sie beispielsweise einen Wechsel oder Verlust der

Bezugspersonen aufgrund von Personalfluktuatation oder aber durch übereilte Beendigungen der Hilfe in den TWGs erleben. Teilweise entstehen aus diesen Situationen lebensbedrohliche Rückfälle, die nur durch den persönlichen Einsatz der ehemaligen Bezugsbetreuenden aufgefangen und schließlich überwunden werden (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Unter Berücksichtigung der nicht nur hier bereits mehrfach beschriebenen Tatsache, dass in den allermeisten Fällen Jugendliche in TWGs ihre Verhaltensauffälligkeiten oder psychischen Störungen im Zusammenhang mit einer gravierenden Bindungsproblematik aufgrund von Beziehungsabbrüchen oder einem Mangel an verlässlichen Bindungspartnern entwickelt haben, stellt sich die Frage, wie unter solchen Bedingungen eine Betreuung überhaupt erfolgreich verlaufen kann (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Bereits in früheren relevanten Studien konnte ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Dauer einer stationären Jugendhilfemaßnahme und dem Erfolg der Betreuung nachgewiesen werden. So zeigte beispielsweise auch die unter Abschnitt 2.1.3 in dieser Arbeit erwähnte, derzeit umfangreichste Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen (EVAS) in ihren Zwischenergebnissen, dass sich die Dauer der Hilfeleistung positiv auf den Effekt der Maßnahme auswirkt und der *Zuwachs an Ressourcen* bei den Betroffenen umso größer ist, je länger die Hilfe besteht. Darüber hinaus konnten nachweisbare Erfolge überhaupt erst ab dem zweiten Jahr der Hilfe dokumentiert werden, und ab dem dritten Betreuungsjahr zeigte sich schließlich eine bedeutende Zunahme der Ressourcen bei den Betreuten (Macsenaere & Herrmann, 2004).

Auch bei den Ergebnissen der umfassenden Aktenanalyse im Rahmen der KATA-TWG von insgesamt 237 Jugendlichen aus 32 TWGs korreliert die *Dauer der Hilfe* signifikant mit deren Erfolg. Zusätzlich zeigte sich ebenfalls ein deutlicher Zusammenhang zwischen hilfreichen Ressourcen der Jugendlichen und den Merkmalen Beziehungsaspekt und Compliance. Das heißt, die Jugendlichen konnten ihre Schwierigkeiten im Rahmen der pädagogisch-therapeutischen Betreuung umso besser bewältigen, je höher die Ausprägung ihrer Therapie- und Beziehungsbereitschaft war. Darüber hinaus wurde hier erstmals eindeutig



nachgewiesen, dass gerade bei Jugendlichen mit stärker ausgeprägten Schwierigkeiten, sich auf die Hilfe einzulassen, eine längere Betreuungsdauer die nachteiligen Effekte auf den Betreuungserfolg ausgleichen kann. Dementsprechend kommen Krause, Wachsmuth, Rosemeier, Meybohm & Gahleitner (2009) in ihrem Bericht zu dem Ergebnis, dass die wichtigsten Einflussfaktoren für den Erfolg einer TWG-Betreuung Beziehungsaspekte, Compliance und Dauer der Maßnahme sind (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Roos (2002) stellt darüber hinaus in seiner Kosten-Nutzen-Analyse von Jugendhilfemaßnahmen fest, dass sich Heimerziehung schon allein aus rein *wirtschaftlicher* Perspektive lohnt. Eine Investition im Bereich der stationären Hilfen erzielt aufgrund zusätzlicher Produktivität und Erwerbstätigkeit in den Folgejahren einen Gewinn für die Volkswirtschaft in Höhe von +2,00 Euro. Zusätzlich werden Ausgaben in den Bereichen Arbeitslosigkeit, Delinquenz und Gesundheit vermindert, sodass letztlich ein zunächst in der Heimerziehung investierter Euro im weiteren Lebensverlauf mit gesamtwirtschaftlich +1,95 Euro bei männlichen und +2,95 Euro bei weiblichen KlientInnen zurückgezahlt wird.

Entgegen den dargestellten Erkenntnissen stellt sich die Situation der Jugendhilfe in Berlin jedoch insbesondere im Bereich der kostenintensiven stationären Hilfen für ältere Jugendlichen und junge Volljährige im Zuge der Haushaltskürzungen teilweise dramatisch dar (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Die ExpertInnen nehmen Stellung dazu:

*Wir sind alles Jugendhilfeprofis, wir wissen was von Aufenthaltsdauern von zehn Monaten bis zwei Jahren und sind dann also, ja eigentlich eben nur sehr begrenzt in der Lage diese, diese Rolle auch auszufüllen. Und da, also das finde ich etwas Zwiespältiges an Heimerziehung insgesamt, überhaupt. Also ob das jetzt TWGs oder auch andere Gruppen sind, ja* (Transkript GD, Absatz 218).

Brönstrup, Meybohm & Schilling (2005) weisen darauf hin, dass in der gegenwärtigen Praxis der Kostenträger bei Jugendlichen, die das 18. Lebensjahr erreichen eine weitere Unterbringung nur unter der Bedingung bewilligt, dass der/die Betroffene erkennbar gut mitarbeitet. Es lastet insgesamt ein erheblicher

Druck auf allen an der Hilfe Beteiligten und natürlich insbesondere auf den Jugendlichen selber, eine schnellstmögliche Verselbständigung zu erreichen. In Fällen, in denen bei Volljährigen (noch) keine deutliche Veränderung absehbar ist, wird die Hilfe meist (vor)schnell beendet und ein Übergang in eine Betreuung nach BSHG<sup>3</sup> im Erwachsenenbereich forciert. Bei jungen Menschen, die im Alter von 18 Jahren erstmals einen Hilfebedarf anmelden, wird eine Hilfe im Rahmen des §41 KJHG entgegen den gesetzlichen Vorgaben und Möglichkeiten auch dann nicht gewährt, wenn ein erzieherischer Bedarf besteht.

Meybohm (2005) berichtet aus einer *Befragung zur Situation der Berliner Jugendhilfe für psychisch beeinträchtigte Jugendliche und junge Erwachsene in therapeutischen Jugendwohngemeinschaften* über einen Zurückgang der Anfragen für einen Betreuungsplatz zwischen 30 und 50% in den teilnehmenden Einrichtungen mit insgesamt 180 Betreuungsplätzen. Gleichzeitig steigt die Nachfrage nach BSHG-Plätzen bei Trägern mit einem gemischten Angebot aus beiden Bereichen (Finanzierung nach KJHG und BSHG). Die Betreuungsdauer verkürzt sich im Vergleich zum Zeitraum 2001-2003 um etwa 37,5% und liegt durchschnittlich bei etwa 12 bis maximal 15 Monaten. Dabei liegen die Bewilligungszeiträume der Jugendämter im Durchschnitt bei 3 Monaten, was dementsprechend häufigere und engmaschigere Hilfeplangespräche mit sich bringt und den Veränderungsdruck insbesondere bei älteren Jugendlichen erheblich erhöht. Da psychische Erkrankungen sich bei Jugendlichen häufig erst nach dem 16. Lebensjahr manifestieren, ist das Entwicklungsalter gerade in diesem Lebensabschnitt mitunter erheblich geringer als das reale Lebensalter. Der Reifungsprozess wird durch die vielfältigen Störungen oft gravierend beeinträchtigt und für die Bewältigung der anstehenden Entwicklungsaufgaben sowie eine psychische Stabilisierung ist eine Nachreifung und damit Stärkung der eigenen Identität auch über das 18. Lebensjahr hinaus unbedingt ebenso förderlich wie auch erforderlich (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

---

<sup>3</sup> BSHG = Bundessozialhilfegesetz. Gemäß §39 ist (1) Personen, die durch eine Behinderung . . . wesentlich in ihrer Fähigkeit, an der Gesellschaft teilzuhaben, eingeschränkt oder von einer solchen wesentlichen Behinderung bedroht sind, . . . Eingliederungshilfe zu gewähren [gültig bis zum 01.01.2005, danach inhaltsgleiche Neufassung des Gesetzes im Sozialgesetzbuch Zwölftes Buch, Sozialhilfe, §53 (1)].

## 5.6 Vernetzung der Wirkfaktoren

Anhand des Schaubildes in Abbildung 9 sollen die komplexen Zusammenhänge einzelner Einflussfaktoren in der Betreuung von Jugendlichen in TWGs vereinfacht dargestellt werden. Ohne dabei einen Anspruch auf Vollständigkeit des Wirkungsgefüges erfüllen zu können oder zu wollen, werden aufgrund der hohen Übereinstimmung die jeweiligen Ergebnisse der Gruppendiskussion sowie auch der vorangegangenen Katamnese studie in diesem Modell gemeinsam berücksichtigt. Es handelt sich bei der hier gewählten Darstellungsweise um ein konzeptuelles und strukturelles Modell, das die Struktur sowie die verschiedenen wirksamen Komponenten der TWG-Betreuung identifiziert und sie aufeinander bezieht.

Die Form der Ellipse wurde gewählt, um die wechselseitigen Beziehungen der unterschiedlichen Faktoren und deren Gesamtzusammenhang zu veranschaulichen. Die Blockpfeile enthalten vier Kernaspekte in der Betreuung, die sich durch alle Ebenen der TWG-Arbeit hindurch ziehen. Außerhalb der Ellipse werden politisch-strukturellen Rahmenbedingungen für das Gelingen der Betreuung in einer TWG genannt. Diese nehmen einerseits direkt oder indirekt Einfluss auf den Betreuungserfolg, andererseits beeinflusst natürlich auch der Betreuungserfolg letztlich die Entscheidungen von Politik beziehungsweise Kostenträgern.

Der äußerste Ring enthält Faktoren der multiplen Vernetzungen im Rahmen der TWG-Arbeit. Diese sind für die betreuten Jugendlichen selbst nicht in allen Fällen unmittelbar zu erkennen und betreffen sowohl interne Beziehungen als auch externe Kooperationen.

Im nächsten Ring werden vielfältige spezifische Kompetenzen der Mitarbeitenden (MA) aufgeführt, die einerseits die personalen Kompetenzen, ihre professionelle Haltung aber auch ihre Fachkompetenz beinhalten.

Der mittlere Ring enthält exemplarisch konkrete Faktoren der pädagogisch-therapeutischen Methodik, die die konkrete Art und Weise des pädagogisch-therapeutischen Vorgehens in den TWGs präzisieren sollen.

Der folgende Ring beinhaltet einige der resultierenden Folgen der pädagogisch-therapeutischen Interventionen, die bei den betreuten Jugendlichen auftreten.

Diese sind bereits wesentlicher Bestandteil des letztendlichen Betreuungserfolgs, der im Zentrum des Schaubildes steht.

Abschließend lässt sich also sagen, dass der Betreuungsprozess insgesamt von außen nach innen von einer strukturellen Ebene bis hin zur innerpsychischen Ebene der Jugendlichen verläuft, wobei sich eine schrittweise Verknüpfung der Person in ihrer Umwelt vollzieht.





## 6. Fazit für die psychosoziale Arbeit

Aus den im Rahmen dieser Arbeit dargestellten Ergebnissen der Untersuchung zu Wirkfaktoren in therapeutischen Jugendwohngruppen in Berlin ergibt sich ein komplexes Bild unterschiedlicher Kriterien, die in der Arbeit in diesem Bereich besondere Beachtung finden müssen. Die Ergebnisse der hier vorgestellten Untersuchung korrespondieren in hohem Maße mit anderen bereits erwähnten Forschungsergebnissen im Bereich der stationären Jugendhilfe (vgl. Krause et al., 2009; Meybohm, 2005; Macsenaere & Herrmann, 2004; Roos, 2002; Baur et al., 1998). Insbesondere untermauern sie deutlich die Resultate der quantitativen Aktenanalyse sowie qualitativen Auswertung der Interviews mit ehemaligen Betreuten und deren damaligen Bezugsbetreuenden im Rahmen der *KATA-TWG* (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009).

Wie im vorgestellten ersten Modell zu Wirkzusammenhängen in TWGs ersichtlich wird, haben tragfähige Beziehungen zwischen Mitarbeitenden und betreuten Jugendlichen im Spannungsfeld mit angemessener Struktur- und Grenzsetzung eine elementare Bedeutung für das Gelingen der Betreuungsarbeit in den therapeutischen Jugendwohngruppen. Charakteristisch für die Tätigkeit in diesem Bereich ist neben den speziellen Voraussetzungen und Bedürfnissen der Zielgruppe mit ihrer hoch komplexen Problemlage vor allem die intensive fachliche Vernetzung pädagogischer und therapeutischer Arbeitsansätze. Diese resultiert in einem Transfer psychotherapeutischer Inhalte in den konkreten Alltag und trägt damit zur emotionalen Nachreifung und verbesserten Mentalisierung bei den Betreuten bei. Eine wertschätzende und empathische Haltung aller Mitarbeitenden ist in diesem Kontext ebenfalls wesentliche Grundlage des interdisziplinären Zusammenwirkens. Hierbei ist die Verbindung von fachspezifischer Qualifikation mit persönlichen Ressourcen unverzichtbar für die Kooperationsbeziehungen innerhalb des Teams, zu externen Helfenden, den betreuten Jugendlichen und deren Eltern.

Da die Vernetzung aller am Hilfeprozess beteiligten Kräfte aus den verschiedenen Disziplinen eindeutig zu den grundlegenden Voraussetzungen eines erfolgreichen Betreuungsverlaufs gehört, müssen gerade auch externe Stellen explizit mit

einbezogen werden. Insbesondere die interinstitutionelle Kooperation mit Jugendpsychiatrie (KJP) sowie externen ambulanten PsychotherapeutInnen gestaltet sich erfahrungsgemäß häufig leider ausgesprochen kompliziert bis unbefriedigend für alle Beteiligten. Aktuelle Bemühungen einer Optimierung dieser notwendigen Vernetzungen gehen in eine positive Richtung und sollten daher dringend verstärkt in den Fokus genommen werden, wenn es um eine Weiterentwicklung der Qualität von Hilfeprozessen für die Betroffenen geht. Dabei zeigt die Praxiserfahrung, dass der Prozess einer verbesserten Kooperation zwischen KJP und TWGs in der Regel anders als die Zusammenarbeit mit niedergelassenen TherapeutInnen bereits erfreulich fortgeschritten ist. Während es inzwischen zumindest üblich ist, die Erziehungsberechtigten in den Prozess einer ambulanten Jugendlichenpsychotherapie durch regelmäßige Elterngespräche mit einzubeziehen, zögern noch viel zu viele niedergelassene PsychotherapeutInnen, zusätzlich oder stellvertretend die Bezugsbetreuenden ebenfalls adäquat und verantwortlich in das therapeutische Geschehen einzubinden. Gerade für in einer TWG betreute Jugendliche ist es aber unbedingt notwendig, dass gegenseitige Wertschätzung, regelmäßiger Austausch und somit Transparenz in den Abläufen im Rahmen der Betreuung oder Behandlung auch hier gegeben sind. Nur so kann ein sicheres, tragfähiges Helfernetz gewoben werden, das dem/der Jugendlichen den notwendigen Halt und Schutz bietet.

Auch eine interdisziplinäre Vernetzung der Wissensbestände des jeweiligen Fachs sollte selbstverständlicher Bestandteil der Kooperationsbeziehungen werden. Dabei müssen gegenseitige Rivalitäten dringend zugunsten einer erfolgreichen und professionellen Zusammenarbeit beiseite gelassen werden. Wie sich in der vorliegenden Untersuchung deutlich zeigt, müssen die jeweiligen Professionen sich ergänzen und nicht konkurrieren, um einen Betreuungserfolg für die multiproblembelasteten Jugendlichen adäquat unterstützen zu können.

Um die ausführlich beschriebene Qualität in der TWG-Arbeit zu gewährleisten, scheint es zudem überaus förderlich, wenn sich die Fachkräfte der unterschiedlichen Professionen über ihre grundlegende Berufsausbildung hinaus in spezifischen Bereichen wie Bindungstheorie, Traumatherapie und -pädagogik oder systemischer (Familien-) Therapie und Beratung weiterbilden. Entsprechende



Kenntnisse können teilweise in der Zusammenarbeit mit den PsychotherapeutInnen der Einrichtungen vermittelt werden, sollten aber nach Möglichkeit zusätzlich auch in Fortbildungen oder Zusatzausbildungen erworben werden.

Über die dargestellten qualitativen Merkmale der Betreuung hinaus muss jedoch auch der quantitative Aspekt der tatsächlichen Hilfedauer ausreichend berücksichtigt werden. Der Zusammenhang zwischen einer ausreichenden Dauer der Hilfe und dem Erfolg der Maßnahme ist insbesondere in der Aktenanalyse der Katamnesestudie deutlich nachgewiesen worden und korrespondiert mit den Ergebnissen früherer Jugendhilfestudien. Gerade auch der überaus anspruchsvollen Arbeit mit den Eltern kommt eine elementare Bedeutung im Betreuungsprozess zu. Diese muss außerdem auch mit der Arbeit mit den Jugendlichen vernetzt werden. In diesem Zusammenhang ist neben den bereits üblichen interdisziplinären Fachgesprächen eine regelmäßige externe Supervision für die jeweiligen Teams empfehlenswert, um beispielsweise unbewusste Konflikte oder Rollenzuschreibungen vonseiten der Betreuenden aufzudecken und professionell handhaben zu können. Ein entsprechender Personalschlüssel unterstützt die Aufgaben in diesem Zusammenhang und auch in Bezug auf die allgemeinen erforderlichen Vernetzungskompetenzen im Kontext der TWG-Arbeit. Eine wesentliche Voraussetzung dafür, Familiengespräche oder HelferInnenkonferenzen mit allen Beteiligten inklusive der Jugendämter und/oder der Jugendpsychiatrischen und -psychologischen Fachkräfte gemeinsam durchführen zu können, ist eine ausreichende Anzahl an Fachkräften, die zumindest zeitweise parallel im Dienst sein können.

Nur wenn die notwendigen Rahmenbedingungen für eine fachlich hochwertige professionelle Arbeit geschaffen werden, kann die Hilfe den Bedürfnissen der Betroffenen gerecht werden und erfolgreich verlaufen. Somit wäre es überaus wünschenswert, dass sowohl die Politik allgemein als insbesondere auch die Kostenträger sich zukünftig intensiv mit den inzwischen vorliegenden empirischen Grundlagen auseinandersetzen, die fundierte Aussagen über die Erfolgsbedingungen der zu bewilligenden Hilfen zulassen. Die vorliegende Arbeit leistet damit einen Beitrag zur empirischen Klärung und Absicherung der pädagogisch-therapeutischen Arbeit in TWGs. Es wurden hier weitere Hypothesen zu

relevanten Wirkfaktoren aufgestellt, die in Verbindung mit den bereits vorliegenden Ergebnissen aus der gesamten Katamnesestudie TWG einen ersten empirischen Eindruck über die Wirkzusammenhänge in diesem Bereich vermitteln.

Weitere Forschung im Bereich der Jugendhilfe könnte die bisherigen Thesen in verschiedenen qualitativen Untersuchungsdesigns noch genauer definieren und sich den spezifischen Wechselbeziehungen innerhalb dieses Wirkgefüges so weiter annähern. Da das vorgestellte Modell bislang noch nicht eindeutig angibt, wie die verschiedenen Komponenten sich interdependent beeinflussen und aufeinander einwirken, ist hier eine genauere Untersuchung der spezifischen Korrelationen wünschenswert. Darüber hinaus bietet es sich an, im Anschluss an weitere explorative Vorgehensweisen eventuell auch umfangreichere Stichproben in Hinblick auf ihre Repräsentativität und konkrete kausale Zusammenhänge quantitativ auszuwerten. Eine Triangulierung korrespondierender qualitativer und quantitativer Ergebnisse unterstützt eine möglichst genaue Abbildung der komplexen Zusammenhänge in der TWG-Arbeit. So kann auf der Basis zunehmender empirischer Erkenntnisse über die Wirkfaktoren hoffentlich zukünftig immer häufiger eine Hilfe von ausreichender Dauer und entsprechender Betreuungsqualität für die Betroffenen sichergestellt werden.

Zusammenfassend lässt sich aus den hier dargestellten Ergebnissen schlussfolgern, dass die Arbeit in den therapeutischen Jugendwohngruppen eine hoch qualifizierte und komplexe Kombination aus (sozial-) pädagogischen und therapeutischen Anteilen ist, die unter entsprechenden Rahmenbedingungen eine hohe Erfolgsquote aufweist (vgl. AK Therapeutische Jugendwohngruppen, 2009). Jugendliche, die bereits an psychischen Behinderungen leiden oder von diesen bedroht sind haben einen gesetzlichen Anspruch auf angemessene Unterstützung im Rahmen der Jugendhilfe. Da diese Zielgruppe in anderen Einrichtungen der Jugendhilfe nicht adäquat betreut, im Rahmen der TWGs für sie aber nachweislich eine überaus positive Entwicklung erreicht werden kann, ist diese kostenintensive und personell aufwändige Form der stationären Jugendhilfe eindeutig gerechtfertigt und muss den hilfebedürftigen jungen Menschen rechtzeitig und im notwendigen Umfang zur Verfügung gestellt werden.

## 7. Literaturverzeichnis

- AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.). (2005). *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin*. Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.). (2008). *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 2: Beziehungsangebote, Diagnostik, Interventionen*. Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.). (2009). *KATA-TWG. Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin*. Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Baumrind, D. (1971). Current patterns of parental authority. *Developmental Psychology*, Vol 4 (1, Pt. 2), 1-103.
- Baur, D., Finkel, M., Hamberger, M. & Kühn, A. D. (1998). *Leistungen und Grenzen der Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Becker, U., Hermann, A. & Stanek, M. (2002). *Chaos und Entwicklung*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Bettelheim, B. (1990). *Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Bortz, J. & Döhring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (4. Auflage). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Bowlby, J. (2008). *Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie*. München & Basel: Ernst Reinhardt.
- Brücher, K. (2005). *Therapeutische Räume. Zur Theorie und Praxis psychotherapeutischer Interaktion*. München: Spektrum Akademischer Verlag.
- Brisch, K.-H. (2006). Bindungsstörungen – Grundlagen, Diagnostik und Konsequenzen für sozialpädagogisches Handeln. *Blickpunkt Jugendhilfe* 3, 43-55.
- Brisch, K.-H. (2008). *Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie* (8. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, K.-H. & Hellbrügge, T. (Hrsg.). (2009). *Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern* (3. Auflage) Stuttgart: Klett-Cotta.

- Brönstrup, A., Meybohm, U. & Schilling, W. (2005) 18 Jahre und Erwachsen?! Übergang KJHG-BSHG. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (S. 89-91). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales: Sozialgesetzbuch (SGB) – Achstes Buch (VIII) – Kinder- und Jugendhilfe. (Rechtsstand 1. September 2009). Zugriff am 14.11.2009, von <http://gesetze.bmas.de/Gesetze/gesetze.htm>
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales: Sozialgesetzbuch (SGB) – Zwölftes Buch (XII) – Sozialhilfe. (Rechtsstand 1. September 2009). Zugriff am 30.11.2009, von <http://gesetze.bmas.de/Gesetze/gesetze.htm>
- Conen, M.-L. (2007). Schwer zu erreichende Eltern – Einsystemischer Ansatz der Elternarbeit in der Heimerziehung. In Homfeldt, H. G. & Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.), *Elternarbeit in der Heimerziehung* (S. 61-76). München: Ernst Reinhardt.
- Conen, M.-L. (1987). Heimmitarbeiter – Elternarbeit – Hindernisse. In Börsch, B. & Conen, M.-L. (Hrsg.), *Arbeit mit Familien von Heimkindern* (S. 24-39). Dortmund: Verlag Modernes Lernen.
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information: ICD-10-GM. (Version 2010). Zugriff am 14.11.2009, von <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/diagnosen/icd10/htmlgm2010/index.htm>
- Diekmann, A. (2005). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendung* (14. Auflage). Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Egel, A. & Strutzke, A. (2008). Haltgebende Strukturen gegen das innere Chaos – Theorie und Praxis des therapeutischen Milieus. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen in Berlin (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 2: Beziehungsangebote, Diagnostik, Interventionen* (S. 85-97). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Ehlich, K. & Switalla, B. (1976). Transkriptionssysteme: Eine exemplarische Übersicht. In *Studium Linguistik*, 2, S. 78-105.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Flick, U. (2005). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Foerster, H. von (1993). Über das Konstruieren von Wirklichkeiten. In Schmidt, S.J. (Hrsg.), *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke* (S. 25-49). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. & Target, M. (2004). *Affektregulierung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Gahleitner, S., Gerull, S., Ituarte, B. P., Schambach-Hardtke, L. & Streblow, C. (2005). *Einführung in das Methodenspektrum sozialwissenschaftlicher Forschung*. Uckerland: Schibri-Verlag.
- Gahleitner, S. B., Ossola, E. & Mudersbach, A. (2005). Das T in der TWG: Interdisziplinäre Arbeit mit traumatisierten Jugendlichen im sozialtherapeutischen Kontext. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (S. 94-107). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Gahleitner, S. B. (2005). *Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung*. München: Ernst Reinhardt.
- Gahleitner, S. B. & Hahn, G. (Hrsg.). (2008). *Klinische Sozialarbeit: Zielgruppen und Arbeitsfelder. Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung I*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Gahleitner, S. B. (2008). ‚Emotional korrigierende Erfahrungen‘ als Kernkonzept des ‚therapeutischen Milieus‘ in TWGs. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen in Berlin (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 2: Beziehungsangebote, Diagnostik, Interventionen* (S. 136-149). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Gahleitner, S. B. (2009). Persönliche Beziehungen aus bindungstheoretischer Sicht. In Lenz, K. & Nestmann, F. (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 145-169). Weinheim & München: Juventa.
- Gahleitner, S. B. & Hahn, G. (Hrsg.). (2009). *Klinische Sozialarbeit: Forschung in der psychiatrischen Praxis. Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung II*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Gahleitner, S. B., Krause, B. & Rosemeier, C.-P. (2009). Komplexe Anforderungsprofile: Ergebnisse aus einer Katamnesestudie Therapeutischer Jugendwohngruppen. *Klinische Sozialarbeit. Zeitschrift für Psychosoziale Praxis und Forschung*, 5(4), 6-8.
- Gläser, J. & Laudel, G. (2009). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse – als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen* (3., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grawe, K. (2000). *Psychologische Therapie* (2., korrigierte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Grossmann, Karin & Grossmann, Klaus E. (Hrsg.). (2003). *Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Günder, R. (1995). *Praxis und Methoden der Heimerziehung*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Heiner, M. (2004). *Professionalität in der sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Klawe, W. (2000). *Arbeit mit Jugendlichen. Einführung in Bedingungen, Ziele, Methoden und Sozialformen der Jugendarbeit* (5. Auflage). Weinheim & München: Juventa.
- Krause, B., Wachsmuth, I., Rosemeier, C.-P., Meybohm, U. & Gahleitner, S. B. (2009). Katamnesestudie therapeutischer Jugendwohngruppen: Eine retrospektive Aktenanalyse zur Untersuchung von Einflussfaktoren auf den Erfolg. In Gahleitner, S. B. & Hahn, G. (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit: Forschung in der psychiatrischen Praxis. Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung II* (S. 239-252). Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Küchenhoff, J. & Mahrer Klemperer, R. (2008). *Psychotherapie im psychiatrischen Alltag: Die Arbeit an der therapeutischen Beziehung*. Stuttgart: Schattauer.
- Lamnek, S. (2005). *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Lenz, K. & Nestmann, F. (Hrsg.). (2009). *Handbuch Persönliche Beziehungen*. Weinheim & München: Juventa.
- Levold, T. & Martens-Schmid, K. (1999). Systemische Therapie. In Behnsen, E., Bell, K. & Best, D. (Hrsg.), *Management Handbuch für die psychotherapeutische Praxis*. Heidelberg: Psychotherapeuten Verlag.
- Lindner, W. (Hrsg.) (2008). *Kinder- und Jugendarbeit wirkt*. Wiesbaden: VS.
- Lohmer, M. (2005). *Borderline-Therapie. Psychodynamik, Behandlungstechnik und therapeutische Settings* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart: Schattauer.
- Macsenaere, M. & Herrmann, T. (2004). Klientel, Ausgangslage und Wirkungen in den Hilfen zur Erziehung. *unsere jugend*, 56 (1), 32-42.
- Maykus, S. (Hrsg.) (2009). *Praxisforschung in der Kinder- und Jugendhilfe : Theorie, Beispiele und Entwicklungsoptionen eines Forschungsfeldes*. Wiesbaden: VS.
- Mayring, P. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. [28 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research*, 1(2), Art. 20, Zugriff am 14.11.2009, von <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002204>
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem denken* (5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage). Weinheim & Basel: Beltz.
- Mayring, P. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim & Basel: Beltz.

- Mayring, P. & Gahleitner, S. (in press). *Qualitative Inhaltsanalyse*. In Bock, K. & Miethe, I. (Hrsg.), *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*. Opladen & Farming Hills: Barbara Budrich.
- Meybohm, U. (2005). Die Situation der Berliner Jugendhilfe für psychisch beeinträchtigte Jugendliche und junge Erwachsene in therapeutischen Jugendwohngemeinschaften. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (S. 83-88). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Otto, H.-U. (2007). *What works? Expertise zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit – Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion*. Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe.
- Post, W. (2002). *Erziehung im Heim. Perspektiven der Heimerziehung im System der Jugendhilfe*. Weinheim & München: Juventa.
- Redl, F. (1971). *Erziehung schwieriger Kinder. Beiträge zu einer psychotherapeutisch orientierten Pädagogik*. München: Pieper.
- Roos, K. (2002). *Kosten-Nutzen-Analyse von Jugendhilfemaßnahmen*. Zugriff am 14.11.2009, von [http://www.klinge-seckach.de/download/kosten\\_nutzen\\_analyse.pdf](http://www.klinge-seckach.de/download/kosten_nutzen_analyse.pdf)
- Rosemeier, C.-P. & Hestermeyer, B. (2005). Nicht mit, aber auch nicht ohne! – Familientherapeutische Arbeit in therapeutischen Jugendwohngruppen. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (S. 171-180). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Rosemeier, C.-P. (2009). Pädagogisch-therapeutische Arbeit mit der Gruppe im stationären Jugendhilfe-Setting. *Kindesmisshandlung und -vernachlässigung, Jg. 12, H. 1*, 65-81.
- Schleiffer, R. (2008). *Bindung im Kontext der Heimerziehung*. Präsentation auf der Fachtagung des Bundesverbands katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen e.V., Fulda.
- Schleiffer, R. (2007). *Der heimliche Wunsch nach Nähe: Bindungstheorie und Heimerziehung*. Weinheim & München: Juventa.
- Schleiffer, R. (2005). Über Bindungsbeziehungen im Heim. *Forum Erziehungshilfen. 11. Jg., H. 2*, 113-118.
- Schlippe, A. von & Schweitzer, J. (2000). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung* (7. Auflage). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Schmidt, M. H., Schneider, K., Hohm, E., Pickartz, A., Macsenaere, M., Petermann, F. et al. (2002). *Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schulte-Markwort, M. (2003). *Entwicklung der Psychotherapie – Psychotherapie der Entwicklung. Langeooger Texte zur Psychotherapie im Kindes- und Jugendalter (Band 1)*. Stuttgart: Schattauer.
- Sommerfeld, P. & Hüttemann, M. (Hrsg.). (2007). *Evidenzbasierte Soziale Arbeit. Nutzung von Forschung in der Praxis*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Streek-Fischer, A. (Hrsg.) (2004). *Adoleszenz – Bindung – Destruktivität*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Streek-Fischer, A. (2005). Zur Behandlung multipler und komplexer Entwicklungsstörungen. In AK der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin. (Hrsg.), *Das therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 1: Konzepte und Arbeitsweisen Therapeutischer Jugendwohngruppen in Berlin* (S. 63-82). Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Thiersch, H. (2006). Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit. In Dörr, M. & Müller, B. (Hrsg.), *Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität* (S. 29-46). Weinheim: Juventa.
- Wedekind, E. (2005). *Orientierung in Systemen: Ein psychoanalytisch-systemischer Wegweiser für professionelle Beziehungsarbeit*. Berlin: Xenomoi.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22, Zugriff am 14.11.2009, von <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>
- Wolf, K. (1998). Sozialpädagogische Betreuung oder Behandlung? Kinder zwischen Heimerziehung und Psychiatrie. In Köttgen, C. (Hrsg.), *Wenn alle Stricke reißen. Kinder und Jugendliche zwischen Erziehung, Therapie und Strafe* (S. 46-60). Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Wolf, K. (2005). Pädagogische Mitarbeiterinnen als Potenziale im Lebensfeld von Kindern. Anfragen an professionelle Erziehung (in Lebensgemeinschaften). *Forum Erziehungshilfen*. 11. Jg., H. 3, 178-182.